

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Vermischte Erzählungen und Aufsätze]

## Henry Ganier-Tanconville †

1845 – 1936

*Letztes Jahr verlor der «Grosse Strassburger Hinkende Bote» seinen ältesten und verdienstvollen Mitarbeiter, Herrn Ganier-Tanconville. Sein Leben, seine Liebe zum Elsass, wie seine getreue Anhänglichkeit an unseren alten Kalender, sollen in folgenden biographischen Zeilen unseren Lesern als wohlverdienter Nachruf für seine langjährige und umfangreiche Tätigkeit dienen.*

Am 20. September 1936 entschlief sanft in Baume-les-Dames, im Alter von 91 Jahren, Herr H. Ganier-Tanconville, welcher als getreuer Mitarbeiter unseres Kalenders während eines halben Jahrhunderts, den grossen Strassburger Hinkenden Boten beseelte.

Er entstammte einer angesehenen, altelsässischen Familie und verdient um so mehr seinen Ehrenplatz in unserem Kalender, als er in unseren Herzen durch seine lebendigen, historischen Erzählungen hindurch, die Liebe zur Vergangenheit und unsere Anhänglichkeit an das Elsass und das Vaterland, das schöne Frankreich, zu entfachen wusste.

Am 29. Juli 1845 wurde er während eines Aufenthalts seiner Eltern in Lunéville, geboren. Sein Vater, aus Wisches gebürtig, war Königlich Domänen-Inspektor. Sein Grossvater war, wie seine drei Grossonkel, Offizier, und als solcher

dem Stab des Marschalls Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, zugeteilt. Natürlich wirkten die Berichte und Erzählungen dieser alten Offiziere, welche beinahe alle Feldzüge unter Napoleon I. mitgemacht hatten, auf das Gemüt des jungen Ganier ein und entfachten dessen Leidenschaft und Liebe für das Militär und für alles, was mit der Geschichte Frankreichs und des Elsasses zusammenhing.

Die Familie Ganier bewohnte in der Blauwolkengasse in Strassburg dasselbe Haus wie die Familie des Malers Gustave Doré, welche mit ihr eng befreundet war. Später siedelte die Familie Ganier in den Goldgiessen über.

Nachdem der junge Ganier mit 18 Jahren sein Baccalauréat absolviert hatte, wünschte er die Offizierslaufbahn einzuschlagen, wurde jedoch durch den väterlichen Willen daran verhindert. Der Vater bestimmte ihn dem Rechtsstudium



M. Henry Ganier-Tanconville in seinen letzten Lebensjahren.

te, wünschte er die Offizierslaufbahn einzuschlagen, wurde jedoch durch den väterlichen Willen daran verhindert. Der Vater bestimmte ihn dem Rechtsstudium

und so wurde er Schüler Fustel de Coulanges, mit welchem er auch späterhin noch lange freundschaftliche Beziehungen pflegte.

Oft verbrachte der junge Ganier seine Ferien bei der seinen Eltern nahe befreundeten Familie Zelger-Utenberg in Luzern, wo er seinen ersten Malstudien, unter der Leitung von Herrn Zelger, oblag, und wo zugleich seine nie erlöschende Liebe zur Schweiz, deren Geschichte und Traditionen erwachte. Trotz seiner Vorliebe für Malerei und Militär, gelang es ihm, seine juristische Lizenz zu erreichen, und wir finden ihn, kurz darauf, als jungen Advokaten am kaiserlichen Gerichtshof in Colmar.

Als er sich dem Prokurator in Colmar, einer hochstehenden Persönlichkeit, vorstellen wollte, ereignete sich eine jener kleinen Szenen, welche er treu in seiner Erinnerung hütete und reizend wiedererzählen konnte:

Kurz um die Mittagszeit stellt sich Henry Ganier beim Prokurator ein, wo bereits ein köstlicher Bratenduft ihn willkommen heisst. «Haben Sie schon zu Mittag gegessen, junger Mann?» war die erste Frage des Prokurators, welche eine Einladung zu Tische vermuten liess. Auf die verneinende Antwort unseres jungen Kandidaten und die erfreuliche Aussicht auf ein gutes Essen, erhielt er den kurzen lakonischen Bescheid: «Nun, gehen Sie in diesem Falle erst essen und kommen Sie nachher wieder», worauf sich die Türe vor dem schwer Enttäuschten schloss.

Wenige Jahre später überstürzten sich die Ereignisse, welche mit dem Kriege 1870—71 enden sollten. Dies jedoch ist ihm die willkommene Gelegenheit, endlich die Waffen ergreifen zu dürfen. Er engagierte sich als Lieutenant beim 2. Bataillon der Mobilgarden des Oberrheins und wurde der Garnison von Breisach zugeteilt. Während der Belagerung nahm er an der Verteidigung der Festung regen Anteil, musste aber schliesslich das Los der Besatzung bei der Uebergabe des Platzes teilen. Zuerst wurde er einem Gefangenenlager bei Leipzig zugewiesen, konnte jedoch nach einiger Zeit die Erlaubnis zum Aufenthalt in Fessenbach (Baden) erhalten, wo er mit seinem Freunde, dem Capitaine Grouvel, auf dem Gute der

Familie von Seebach, mit welcher er verwandt war, die Gefangenschaft teilte. Er erinnerte sich gern mancher Jugendstreiche, welche die beiden Freunde der überwachenden Gendarmerie im damaligen Grossherzogtum Baden lieferten.

Kurz nach Friedensschluss kam er, traurigen Sinnes, nach seinem geliebten Strassburg zurück, welches er in Trümmern und von deutschen Truppen besetzt, vorfand. Schliesslich zog sich seine Familie 1872 nach einem Privatbesitz in Tanconville (heute Arrondissement Lunéville) zurück. 1877 schloss er mit Mlle Arnold aus Strassburg den Bund der Ehe, welche mit zwei Söhnen gesegnet wurde. Nicht allzu lang war ihm dieses Glück beschert, denn sie starb schon im Jahre 1892. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Untersuchungsrichter in Nancy, welcher 1893 der Entschluss folgte, seine Magistratslaufbahn zu beschliessen.

Bereits seit langem drängten ihn seine Liebe zum Elsass, das Heimweh nach seinem alten Strassburg zur Rückkehr. Er entschloss sich endgültig 1893 und nahm als Kunstmaler seinen Wohnsitz in der Robertsau, vor den Toren Strassburgs. Hier sollten die meisten jener Werke entstehen, welche unter dem Pseudonym «Tanconville» seinen Ruf als Schriftsteller und Künstler begründen halfen.

Während zwanzig Jahren, von 1894 bis 1914, hielt er hier treu die Erinnerung an sein französisches Vaterland aufrecht. Die Kriegserklärung 1914 überraschte ihn während eines Aufenthaltes in Tanconville, von wo er im letzten Augenblick, bereits von deutschen Kugeln verfolgt, flüchten konnte. Er konnte sich noch nach Genf in Sicherheit bringen und auf diese Weise die Zwangshaft in einem Gefangenenlager vermeiden. Dort wurde ihm auch die Plünderung seines Familiensitzes in Tanconville bekannt. Schliesslich konnte er sich zu seinem ältesten Sohne nach Chambéry begeben. Nachdem derselbe 1917 als Capitaine im 140. R. I. den Tod für das Vaterland gestorben war, zog er sich endgültig nach Baume-les-Dames (Doubs) in das dortige Hospiz zurück, welches er bis zu seinem Tode bewohnen sollte.

Dort, in jener reizenden, kleinen Sous-Préfecture zwischen Montbéliard und Besançon, wusste nun dieser einzigartige Mensch, während zwanzig Jahren, durch seine gewinnende Lebenswürdigkeit, sein höflich-freundliches Entgegenkommen, seine unermesslichen Kenntnisse sich die Liebe und Achtung Aller zu sichern.

Seine nie versagenden Erinnerungen und Auskünfte, seine natürliche Lebhaftigkeit und Güte gewannen ihm rasch die Herzen seiner näheren Umgebung, ja der ganzen Einwohnerschaft, und erlaubte den abwesenden Freunden einen intensiven Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Seine Briefe waren oft wirkliche Meisterwerke vollendeten Briefstils und der Umgangsformen. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, seine Persönlichkeit aus einem dieser Briefe, selbst sprechen zu lassen.

Am 5. September 1932 dankte er folgenderweise für die Ueberreichung eines Buches über die Provence:

«Wie reizend und entzückend ist Ihr Gedanke, dieses Buch, welches dem alten Tanconville bestimmt ist, mit dem herrlichen Lied des Dichters «Au Soleil de Provence» zu dedizieren. Sie ist eine der Gegenden, welche ich am meisten liebe; ich habe sie bewohnt und kreuz und quer durchwandert. Ihr Reiz und feinfühliges Poesie haben mich ganz umspinnen.

Und nun, dank Ihrer Lebenswürdigkeit, werde ich abermals eine Reise ins Land des guten König René, der Liebeshöfe und Mistral's machen können; dort werde ich das alles vergoldende Licht, das ewig blaue Meer, die Atmosphäre im Lavendelparfum wiederfinden und die Grille wieder zirpen hören.»

Am 7. April 1933 schrieb er von dem, 1934 im Hinkenden Boten erschienenen, Aufsatz über «Catherine Huebscher»:

«Es ist eine Hymne auf das grosse französische Vaterland und die engere elsässische Heimat, die Scholle unserer Rasse. Es ist ein zugleich starkes und zärtliches Gedicht wie eines jener unserer Lieder, welches die schönen Elsässer Mädchen am Sonntag abend, bei Sonnenuntergang, leise anstimmen und sich dabei an den Händen halten.»

Das sowohl als Schriftsteller, wie als Künstler von Henri Ganier hinterlassene

Werk umfasst eine bedeutende Reihe bereits seltener und gesuchter Bücher und Schriften.

Hier seien einige der wichtigsten angeführt:

Das älteste, «Costumes des Régiments et Milices des anciennes provinces d'Alsace» etc. erschien bereits 1882. Ein Jahr später veröffentlichte er bei Berger-Levrault in Nancy, zugleich mit E. Tufferd, die «Recits et Légendes d'Alsace»; sodann 1889 bei demselben Verlage das «Voyage aux Châteaux historiques des Vosges» in Zusammenarbeit mit seinem Freunde Jules Fröhlich. All diese Werke sind reich von seiner Hand illustriert.

Bevor wir die Aufzählung seiner zahlreichen Arbeiten fortführen, sei hier zunächst seiner Mitarbeit durch Pinsel und Feder an seinem «lieben Almanach», wie er ihn so gerne nannte, dem «Grossen Strassburger Hinkenden Boten», gedacht.

Die ersten Spuren seiner Illustrationen sind bereits 1898 festzustellen. Gleichzeitig sollte er auch als Schriftsteller tätig sein und seine ersten historischen Erzählungen veröffentlichen, welche sich stets einer grossen Beliebtheit im Leserkreise erfreuen sollten.

Mit Geschick wusste er in alten Ueberlieferungen, in seinen persönlichen Erinnerungen, den Traditionen unserer Heimat den Stoff zu seinen spannenden Erzählungen zu finden. Seine effektive Mitarbeit endete erst in dem Augenblick, als der Tod seiner Hand die Feder entrang.

Das Vorwort, das naturgeschichtliche Kapitel, die Jahresübersicht sowie die Ephemeriden der französischen Ausgabe des Grossen Strassburger Hinkenden Boten von 1899 bis 1936, ohne Unterbrechung, entstammen seiner Feder, auch unterzeichnete er mit verschiedenen Pseudonymen.

Man wird sich gern seiner im Kalender erschienenen spannenden Erzählungen mit der Unterschrift «Ganier» (von 1906 bis 1916), «Stany d'Odratzheim» (von 1910 bis 1932), «Toby Newcome» (1915 und 1916), «Jean des Balmes» (1933) und auch «Tony Brione» (1934) erinnern. Einige der in den Jahren 1902 bis 1905 erschienenen Erzählungen hatte er zusammen mit

seinem Freunde Jules Froëlich ausgearbeitet.

Er wusste ebenso sehr die Leser mit seinen lebendigen und geschichtlich einwandfreien Illustrationen zu erfreuen. Seine umfangreichen historischen und dokumentarischen Kenntnisse erleichterten ihm die getreue, bildliche Begleitung seiner Texte. Bereits gegen 1932 jedoch erschwerten ihm Augenleiden und auftretende Altersschwäche die Weiterarbeit auf diesem Gebiet und liess ihn sorgenvoll ausrufen: «Ich habe physisch und moralisch dunkle Stunden verlebt. Ich verzweifelte vor dem Entsetzen beginnender Umnachtung der Augen des gestaltenden Künstlers: Das erlöschende Licht!»

Seine letzten Illustrationen erschienen im Hinkende Boten von 1934. Seine letzten Zeilen, welche er seinem treuen Freunde, Herrn Dr. Mathez, in die Feder diktierte, sind voriges Jahr im Hinkenden Boten von 1937 erschienen.

Anderweitig hatte er bereits bis 1914, im Dienst der Eisenbahngesellschaft des P. L. M., Plakate und Reklamezeichnungen entworfen. Als Kunstmaler zierte er die Kirche des Bonhomme mit Fresken aus dem Leben des hl. Dyonisius, ebenso dekorierte er die Kirchen von Russ und Niederhof, und hinterliess, ausser Werken im Stadthaus von Cirey-sur-Vezouse, als Wandgemälde Vogesenlandschaften im Restaurant Union zu Strassburg. Während langer Jahre war er der Urheber der heute seltenen historischen Kalender der Firma Berger-Levrault und der Imprimerie Alsacienne.

Fritz Kieffer zog ihn als langjährigen Freund zur Mitarbeit an den geschichtlichen und literarischen Ausgaben der Imprimerie Alsacienne heran. H. Ganier-Tanconville war der eigentliche Urheber des bekannten Werkes «Die Garnisonen im Elsass im XIX. Jahrhundert» — 100 prächtige Farbdrucke nach Aquarellen von Tanconville, Frédéric Regamey und Leo Schnug, welches 1913 unter der Leitung von Fritz Kieffer erschien. Eine dieser Tafeln von F. Regamey stellt H. Ganier selbst in der schmucken Uniform eines Mobilmardelieutenants in Colmar 1870 vor. Kurz vor Kriegsausbruch erschien noch 1914 seine grosse Arbeit: «Les Alsaciens dans la Garde Imperiale

et les Corps d'Elite», doch hatten bereits zuvor sein entzückendes Album «Elsässer Lieder», ebenso wie seine Mitarbeit der «Contes et Recits Nationaux» und die Illustrationen zur «Invasion» von Erckmann-Chatrion die alten Erinnerungen seines Geburtslandes in alle Kreise des Elsass und Frankreichs getragen.

Seine in Zusammenarbeit mit Fritz Kieffer und Anselme Laugel veröffentlichten persönlichen Erinnerungen an Strassburg erschienen 1913 in der Sammlung des «Tour de France» von Octave Beauchamp unter dem Titel: «Autrefois — Hier — Aujourd'hui ou trois étapes de la vie de Strasbourg», welche den ganzen heute entschwendenen Reiz der Vergangenheit erwecken und deren Gedenken ihm bis zu seinem Tode mit ausserordentlicher Frische zugehen war.

Als echter, alter Strassburger bezeugte er stets eine unbezwingliche Vorliebe für Uniformen und Soldaten der Vergangenheit. Er begnügte sich nicht damit, ihnen seine Schriften und Illustrationen zu widmen. H. Ganier wusste auch eine alte Strassburger Tradition, diejenige der handgemalten Papiersoldaten, aufrecht zu erhalten.

Bereits in seiner Jugendzeit hatte er fleissig unter der Leitung von Alfred Touchemolin Soldaten gemalt und hat später ein um 1912 ausgeführtes vollständiges Diorama mit einer Parade des 18. leichten Infanterieregiments vor den alten Spitalwällen um 1835, dem Spielplatz seiner Jugend, fertiggestellt. Das Ganze nimmt heute im Historischen Museum an der Rabenbrücke, in einer grossen Vitrine, den Ehrenplatz ein. In gleichem Sinne beteiligte er sich ebenfalls an der Leitung der Uniformenzeitschrift «Le Passepoil», welcher er seit ihrer Gründung 1920 manchen Beitrag lieferte.

Hier möge noch kurz ein charakteristischer Zug aus einem Schreiben vom 31. Juli 1931 aus Baume-les-Dames Platz finden:

«Ich habe in einer Schachtel, gleich einer Reliquie, mit meinem Offiziersringkragen von 1870 eine kleine Abteilung meiner selbstgemalten «Micheles» aufbewahrt. Wenn mich dann das Heimweh packt, so stelle ich dieses kleine Bataillon

vor mir auf und schliesse mich ein, damit mich kein Unwissender stört.»

Henry Ganier hatte es als leidenschaftlicher Sammler und Forscher verstanden, eine erstaunliche Dokumentensammlung über Uniformen zusammenzutragen, welche er gern allen denen, welche sich an ihn wandten, uneigennützig und bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Diese unermüdlische und arbeitsreiche Tätigkeit wurde bei der Internationalen Ausstellung in Nancy 1909, für seine langjährige Zusammenarbeit mit der Firma F. X. Le Roux mit einer Goldmedaille und ausserdem durch einen Preis der Académie Française, beehrt. Gewiss hätte er mehr verdient, doch seine natürliche Bescheidenheit liessen ihn, von offiziellen Ehren

fern, seine volle Befriedigung im Bewusstsein vollendeter Pflicht und der Anerkennung seiner zahlreichen Freunde finden.

Der Grosse Strassburger Hinkende Bote wird seinem grossen Freunde und langjährigen Mitarbeiter stets ein treues Andenken bewahren. Im Namen seiner zahlreichen Leser entbietet er seinem Sohne, Herrn Colonel Ganier in Nancy, sein tiefstes Beileid.

Die Erinnerung an den treuen Freund, welcher während bald fünfzig Jahren mit seinen Erzählungen und Bildern unsere Mussestunden köstlich auszufüllen und zu bereichern wusste, wird stets lebendig in den Herzen aller weiterleben.

Paul Martin.

## ★ Der Dicksack. ★

(Mit einer Abbildung.)

**H**err Stationsvorsteher, heute komme ich, um Ihnen zu danken, denn dies' Jahr ist es nun Schluss mit dem Apferversand.

— So! So! Und Sie sind zufrieden? Ist die Ernte gut ausgefallen . . . ?

— Mässig, mässig, Herr Stationsvorsteher, . . . für ein gutes Jahr wäre es kein gutes Jahr . . . , aber für ein schlechtes Jahr, war es kein schlechtes Jahr, wenn ich ehrlich sein will. So komm' ich denn, wie gesagt, um Ihnen zu danken für die Stellung all' der Waggonen für den Apferversand, und Ihnen zu sagen, dass es uns eine Ehre und ein Vergnügen wäre, wenn Sie an einem Ihnen passenden Sonntag kämen, um mit uns zu Mittag zu essen . . .

— Wie kann ich Ihnen für diese Ehre danken, Meister Pierre? Ich muss Ihnen gestehen, dass die hübsche Erscheinung von Fräulein Jeannette mich . . .

— Hört! Hört! . . .

— Das Haus des Bahnhofsvorstehers ist viel zu gross für mich allein . . . , und

ein liebes, nettes Frauchen aus anständiger Familie . . .

Meister Pierre sass auf seinem Stuhle wie auf brennenden Kohlen. Er wehrte mit beiden Händen ab, als wolle er weitere diesbezügliche Mitteilungen ablehnen:

— Nur langsam, meinte er, vor allem müssen Sie . . . meinem Bruder gefallen . . . !

— ?

— Er hat Jeannette 50.000 Fr. Mitgift versprochen, da er ihr Pate ist, wenn ihr Bräutigam ihm zusage; dies hat er am Tage der Taufe feierlich zugesagt, und es wäre allerdings Zeit, an die Angelegenheit zu denken, denn am letzten Sonntag hat er mir wiederholt, dass er mit Freuden sein Versprechen halten würde.

Inzwischen war Meister Pierre aufgestanden und hatte sich dem Stationsvorsteher genähert, er betrachtete ihn eingehend, wie der Bauer einen jungen

Stier betrachtet, den er auf dem Jahrmakkt kaufen will.

Charles Mirans war ausser sich, als Meister Pierre mit verschmitztem Lächeln Abschied nahm und ihm erklärte:

— Herr Stationsvorsteher, ich habe gute Hoffnung! . . . Mein Bruder kommt Monatsende zu Besuch . . . Abgemacht, wir erwarten Sie nächsten Sonntag . . .

\*\*

Drei Tage sind verstrichen. Wie jeden Morgen stand Charles Mirans auf seinem Posten vor dem Bahnhof und erwartete die Ankunft des Zuges, dem jedesmal etwa zehn Reisende entstiegen und der ebensoviele mitnahm. Für eine halbe Stunde ungefähr war etwas Leben um ihn herum zweimal im Tage. Glücklicherweise gaben die Güterabfertigung, die Schreibereien, die vorbeirasenden Schnellzüge, der Unterhalt des Gärtchens auch noch einige Abwechslung: kurzum, die Arbeit war nicht allzu schwer, und wenn er mal erst verheiratet wäre . . .

Ah! da kommt der Zug!

— Bitte die Fahrkarten abgeben! Beeilen Sie sich, die Gleise zu überschreiten, denn der Schnellzug von Havre fährt in 10 Minuten vorbei . . . ja! schon gut, ich reiche Ihnen Ihren Korb . . . bis zum Wagen, nicht wahr?

— Wenn Sie so freundlich sein wollen, Herr Stationschef.

— He dort! Mann! . . . hier ist der Ausgang!

Diese Worte waren an einen alten Bauern gerichtet, der, wie versteinert, auf dem Perron stehen blieb: er trug mächtige Schuhe, einen schäßigen Mantel und hielt in der Hand eine alte Tasche. Misstrauisch schaute er um sich, ohne auf das Zurufen Mirans' zu hören:

— Beeilen Sie sich, mein Herr, hier ist der Ausgang, und der Schnellzug von Havre rast in 3 Minuten vorbei . . .

— Schon gut . . . schon gut . . . gab der Bauer gelassen zur Antwort.

Langsam setzte er sich endlich in Bewegung, und Mirans trug den Korb weiter, den sein Eigentümer vor dem Stationsgebäude erwartete. Hierauf drehte er sich um, um sich zu vergewissern, dass der Bauer endlich folge. Oh Schrecken! er erblickte denselben zwischen den Gleisen gestikulierend, als sei er wahnsinnig geworden: ein Fuss hatte sich zwischen zwei Schienen festgeklemmt und es ward ihm unmöglich, sich frei zu machen. Von weitem schon sah man die Rauchwölken des heransausenden Schnellzuges . . .

Die Gefahr war drohend! Noch eine Minute und der arme Mann würde unfehlbar zermalmt sein! Ohne zu zögern, im vollen Bewusstsein, welcher Gefahr er sich aussetzte, stürzte sich der junge Stationsvorsteher auf den hilflosen Reisenden, den er aus seiner schrecklichen Lage zu entreissen versuchte! Beide stürzten zu Boden, gerade als der Schnellzug donnernd vorbeisauete.

Charles Mirans hatte sich blitzschnell erhoben und betrachtete kaltblütig den zu seinen Füßen liegenden, unversehrten Bauern, der seine alte Tasche gegen seine Brust drückte.

— Alter Freund, wir haben Chance gehabt!

Keine Antwort! Der Bauer schien stumm und blöde vor Schrecken. Mirans erbarmte sich, nahm ihn am Arm, um ihn zu führen.

— Sie müssen keine Angst mehr haben, es ist vorbei; kommen Sie wieder zu Sinnen und geben Sie mir bitte Namen und Adresse, damit ich meinen Bericht erstatten kann.

Immer keine Antwort! Mirans wiederholte seine Worte, wollte ihm seine alte Tasche abnehmen und behilflich sein, den Bahnhof zu erreichen: er wurde barsch abgewiesen!

— Kommen Sie, beruhigen Sie sich; wo soll ich Sie hinführen, lieber Mann?

Blödes Grinsen war die ganze Antwort.

— Welch' Dicksack! meinte der junge, ungeduldige Bahnhofsvorsteher.

Inzwischen hatten sich zahlreiche Neugierige herangedrängt. Um sich der begeisterten Menge zu entziehen, die dem wackeren Retter ob seiner Heldentat gratulieren wollte, liess Mirans den alten Bauern durch seinen Beamten in ein benachbartes Wirtshaus führen, wo

gewöhnlicher Sorgfalt gedeckt; in den Pfannen schmort es langsam und ein appetitregender, ganz herrlicher Duft verbreitete sich durch den Raum.

Der junge Mann konnte nicht länger staunen, denn im Hintergrund des grossen Raumes öffnete sich eine Tür, durch welche ein altes, gutgekleidetes, dickes Männchen kam, das behutsam in seinen Händen eine bekannte, abgenutzte Reisetasche trug . . .



Und was den « Dicksack » betrifft . . . hier nimm ihn.

er sich bei einem wohltuenden Schluck vollständig erholen könne; er selbst verschwand in seinem Bureau.

\*\*

Mirans dachte gar nicht mehr an den Zwischenfall, als er sich am folgenden Sonntag bei Meister Pierre einfand. Beim Betreten des Hauses schon fiel ihm etwas Ungewöhnliches, Geheimnisvolles auf: das grosse Wohnzimmer war leer und der Tisch schien mit ausser-

Charles wäre am liebsten im Erdboden verschwunden, als das Bäuerlein auf ihn zukam und sich vorstellte:

— « Der Dicksack », Herr Stationsvorsteher!

Das verschmitzte, alte Bäuerlein schien von der tragischen Begebenheit nur die einzige Erinnerung behalten zu haben. Der junge, gedemütigte Bahnhofsvorsteher wusste nicht, wie er sich verhalten sollte; er meinte:



— Darf ich hoffen, mein Herr, dass Sie mir meine unwillkürliche Ungeduld verzeihen werden, der ich . . .

— Die Ungeduld, junger Mann, ist ein hässlicher Fehler, meinte der Alte kaltblütig.

Der alte Bauer sprach dies mit rauher Stimme, die dem heiratslustigen Charles jedwede Hoffnung raubte . . . Welch' Pech! sollte dieser alte Griesgram ausgerechnet der Onkel Jeannettes und der Schiedsrichter seiner Zukunft sein? Und sollte, durch ein namenloses Missgeschick, dieser Mann von dem Ereignis nur die Erinnerung an ein allerdings unhöfliches, aber doch so entschuldbares Epitheton behalten haben?

Gesenkten Hauptes stand der schwerseufzende Bahnhofsvorsteher da! — In diesem Augenblick öffnete sich die Türe abermals und Jeannette, reizender denn je, kam lächelnd auf Charles zu, nahm ihn bei der Hand und zog ihn zu dem alten Bauern ihn, indem sie treuherzig sagte:

— Mein guter Onkel, mein lieber Pate, hier stelle ich dir Herrn Charles Mirans vor, der Dir das Leben gerettet hat.

Der alte Mann schaute beide betroffenen an; dann erhellten sich seine Gesichtszüge, und freudig meinte er:

— Wohlan, ich ergebe mich denn in Gottes Namen: Reiche mir die Hand, mein Neffe, und mache die Kleine glücklich! Und was den « Dicksack » betrifft, den sollst du haben, hier nimm ihn, und indem er die alte, schäbige Reisetasche in Charles' Arme legte, sagte er schmunzelnd: Sie enthält die Mitgift meiner Nichte!

*Jean Maublère.*

Das wichtigste Requisit. — Schmierendirektor (zum Othello-Darsteller): «Leider können wir heute den Othello nicht aufführen, soeben ist unser ganzer Vorrat an Stiefelwische gepfändet worden.»

Aufklärung. — A.: «Denken Sie sich, wir haben unsere Köchin schon über einen Monat!» — B.: «Wie ist das nur möglich?» — A.: «Sie brach sich den Fuss und liegt nun fünf Wochen im Bett?»

\*\*

Uneinträglicher Beruf. — Hauswirt: «Sie möchten meinen Laden mieten, was verkaufen Sie denn?» — «Bin Hasenhaarschneider.» — Hauswirt: «Dann werden Sie hier Heringsgeschäft, jetzt in einem Zigarrenladen.» B.: «Ja, mein Arzt hat mir Luftveränderung verordnet.»

\*\*

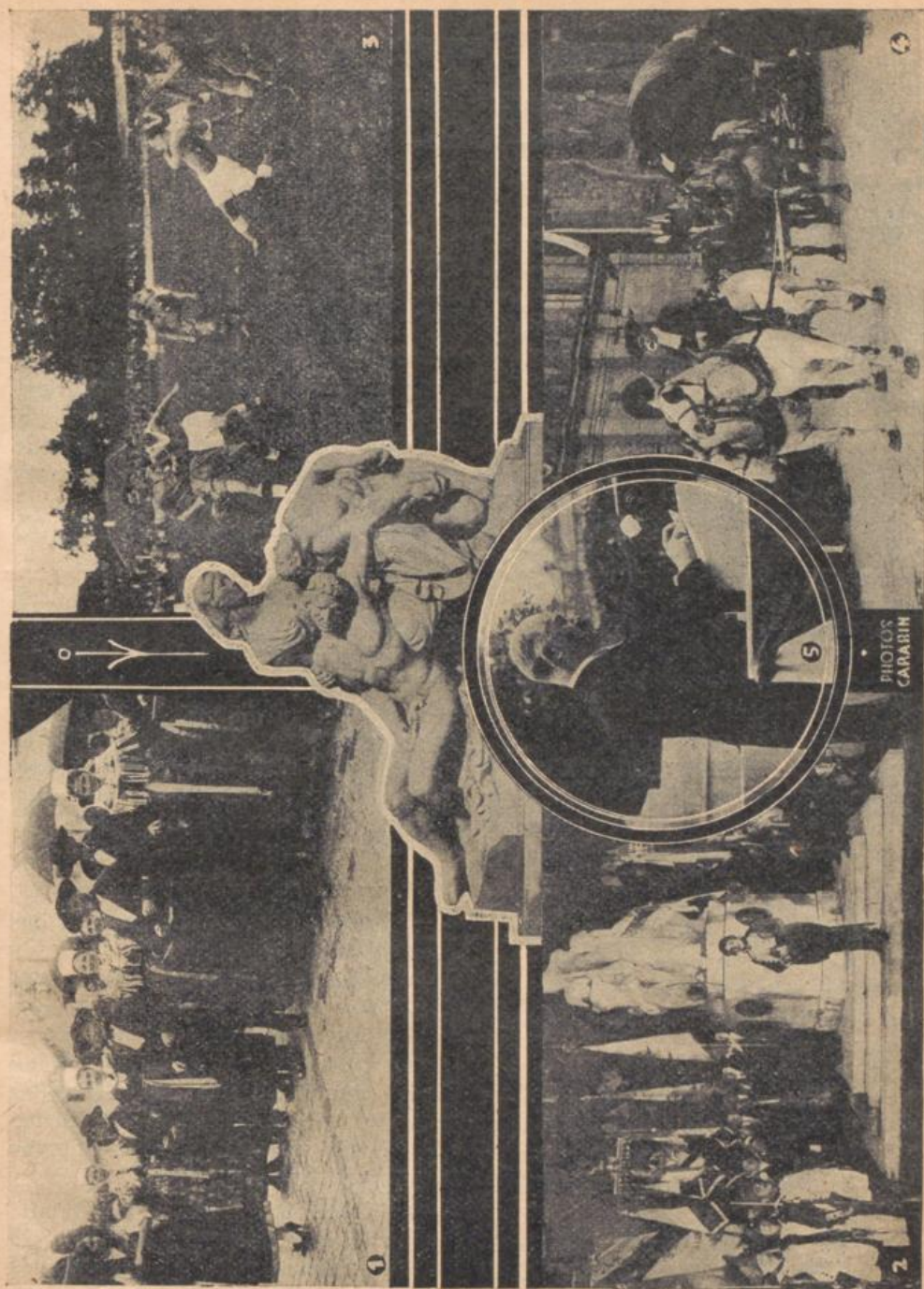
Wiedersehensfreude. — Richter: «Sie sind schon wieder wegen Diebstahls angeklagt, können Sie denn das Stehlen gar nicht lassen?» — Angeklagter: «Ja, Herr Richter, das ist nicht so leicht. Allemal, wenn ich aus dem Gefängnisse komme, macht meine Frau einen Gänsebraten, und den ess' ich gar zu gern.»

\*\*

Günstige Gelegenheit. — Sommerfrischler: «Wann beginnt denn eigentlich bei Ihnen die Saison? Sie schrieben mir doch, dass vor Beginn derselben die Zimmer noch billig seien!» — Vermieterin: «Das kommt ganz auf die Nachfrage an. Da Sie gleich acht Mann hoch kommen, haben wir die Saison sofort eröffnet.»

\*\*

Günstige Gelegenheit. — Frau Schulze: «Ich habe gehört, Ihre Köchin sei so schwer krank, Frau Meier, wie geht's ihr denn?» — Frau Meier: «Es geht schon besser, denn heute früh konnte sie eine halbe Stunde ausser Bett zubringen und kündigen.»



1) Trachtenfest in Weissenburg, 17. Mai 1937. — 2) Jahrestag der «*Marseillaise*» am Fusse des Denkmals «*La Marseillaise*» in Strasbourg. — 3) Football-Match Racing—Sochaux in Strasbourg. — 4) Weinfest in Colmar; der Umzug. — 5) (In der Mitte) Gefallenen-Denkmal, Place de la République in Strasbourg, welches am 18. Oktober 1936, durch den Präsidenten Lebrun, eingeweiht wurde.

## ☆ Die Puppe. ☆

Weihnachtsmärchen.

(Mit einer Abbildung.)

**W**eihnachtsabend ! Eisige Kälte herrscht in ganz Nordfrankreich und macht sich besonders in Arras fühlbar.

Lustig tanzen die ersten Schneeflöckchen im traurigen, trüben Himmel und verkünden ein starkes Schneegestöber; es scheint, als wären die Sterne durch eine geheimnisvolle Hand am Firmament weggewischt und durch einen dichten Schleier ersetzt worden.

Die Kragen aufgestülpt oder in ihre Pelze eingemummt, eilen die heimkehrenden Passanten den Häusern entlang, ohne auch nur den Mut zu haben, den Kopf zu heben.

Dr. Valdour ist im Begriff, sein Haus zu verlassen; er ist sichtlich enttäuscht beim Anblick des unheimlichen Wetters.

— Sie werden schlecht fahren können, Herr Doktor, meint besorgt der Diener; wir haben Ostwind und alles ist zugefroren bei dieser bitteren Kälte!

— Macht nichts, mein guter Johann, erwidert gleichgültig der Arzt, indem er seinen dicken Pelzmantel behutsam zuknöpfte; ich habe Schlimmeres mitgemacht . . . zwanzig Kilometer sind rasch durchfahren.

Er tritt an sein Auto, prüft es sorgfältig mit Kennerblick, streichelt die Karosserie, als wäre sie ein lebendes Wesen, ein Pferd, das manche Strapazen mit seinem Herrn durchgemacht hat.

— Voran nun, alter Karren, meint er lächelnd. Es gilt Tempo einzuschlagen und uns nicht durch den Schnee verschütten zu lassen.

Noch prüfte der Arzt, ob all' die zahlreichen Weihnachtspakete auf dem Sitze gut verstaut waren, namentlich die kunstvolle Krippe mit ihren reizenden bunten Wachsfingern.

Da schien Dr. Valdour auf einmal etwas in Erinnerung zu kommen, denn seine Gesichtszüge nahmen einen ärgerlichen Ausdruck an. Hatte er doch in der Eile ganz vergessen, die schöne Puppe zu kaufen, die er seinem lieben Töchterlein versprochen hatte! . . .

Lässig setzte er den Motor in Bewegung.

Aber statt die Richtung nach dem Bahnhof und den Boulevards einzuschlagen, fuhr Dr. Valdour durch die Rue Ernestale und hielt vor den «Galleries». — Denn er gedachte der Ermahnung seiner Frau: «Vergiss ja nicht die schöne Puppe für Geneviève, schon so lange wünscht sie sich eine solche! . . .

\*\*

Erstaunt wiederholte der Arzt:

— Was? Sechzig Franken . . ., das ist horrent!

— Vergessen Sie bitte nicht, mein Herr, dass dies Spielzeug ein Luxusartikel ist; bewegliche Glieder, sehen Sie . . . verschliessbare Augen, wenn Sie sie wagerecht halten . . . und das reizende, rosafarbene Satinkleidchen . . . die seidnen Strümpfchen . . . wie gesagt, ein Luxusartikel.

— Na, meineten . . . her damit!

Und ohne abzuwarten, dass man das hübsche Spielzeug in eine Schachtel eingepackt habe, steckte Dr. Valdour die Puppe in eine der tiefen Taschen

seines Pelzmantels, worin sie mit Leichtigkeit Platz fand.

Nachdem er an der Kasse gezahlt, kehrte er zu seinem Wagen zurück, dessen Motor immer noch weiter surrte; auf dem Theaterplatz angekommen, schlug er Eiltempo an.

Der Tag ging zu Ende; die hereinbrechende Nacht bedeckte allmählich die Stadt; dicke Schneeflocken, Kon-

Schon waren die Boulevards hinter ihm; mit Windeseile fuhr er durch das Faubourg d'Achicourt, dann soweit es die schlechten Wegeverhältnisse erlaubten, ging's, mit vollem Gas, der Richtung von Agny zu.

Um ihn heulte der Wind unheimlich über die trostlosen, öden Stoppelfelder ringsum; die vollständige Dunkelheit vermehrte nur noch die ungemütliche



Tränen in den Augen, drückte er die mageren Aermchen des Mädchens noch fester gegen das schöne Spielzeug.

fettis gleich, fielen jetzt unaufhörlich auf die schmutzigen Strassen.

Auch die Lichter in den Häusern erloschen bereits nach und nach, alles in Schatten und Nacht hüllend; die fahlen Gaslaternen glichen altmodischen, längs der Kanäle aufleuchtenden Stocklaternen.

Dr. Valdour fror.

— Brr! Unheimliches Wetter, wenn mir nur der Motor nicht versagt . . .

Stimmung der menschenleeren Gegend, die nur durch die mächtigen Reflektoren der beiden Autolaternen, die ihre Strahlen auf die schneebedeckte Strasse gleiten liessen, etwas Leben erhielt.

Auf beiden Seiten standen die gespensterhaften, mit Raureif bekleideten, kahlen Bäume und glitzerten herrlich jedesmal, wenn die Lichtstrahlen der Laternen sie trafen. Die an den Strassenseiten wuchernden Gräser

lagen fast ganz erdrückt unter der Last des Schnees; feuchter, kalter Nebel lagerte sich nun noch auf die bereits hartgefrorene, weisse Erde.

Dr. Valdour hielt es für ratsam, das Tempo etwas zu verlangsamen; der Motor wurde ruhiger und ward bald durch das Heulen des Sturmes über-tönt; unheimliche, von einem unsichtbaren Kapellmeister dirigierte Musik!

Glücklich hatte der Arzt die Dörfer Wailly und Rivière durchfahren.

Zwischen Rivière und Berles jedoch wurde die Fahrt gefährlich, da der Schnee jetzt in kompaktem, undurchsichtigem Gestöber fiel, als solle die ganze Erde bedeckt werden; es ward geheimnisvoll, unheimlich, rings um den einsamen Fahrer, der seinen Weg jetzt nur noch schwer an den gespensterhaften, weissen Bäumen, längs der beiden Strassenseiten, erkennen konnte.

In einigen Minuten hätte er glücklich Berles erreicht . . .

Da tauchte plötzlich aus einem mit Raureif bedeckten Busch, am Fusse eines steinernen Kreuzes, eine altmodische Handlaterne vor ihm auf.

Instinktiv griff der Arzt nach seinem Revolver, den er stets bei sich trug.

Die Laterne schaukelte mitten in der durch die beiden Wagenlaternen erhellten Stelle.

— Was gibt's? . . . Was wollt Ihr?

— Ein Unfall . . ., antwortete eine jammernde Stimme.

— Sind Sie es, Dr. Valdour? ... Wenn ja, so halten Sie, um Gottes Willen, meine eine zweite, energischere Stimme..

Misstrauisch seinen Revolver bereit, hielt der Arzt . . .

— Wo ist ein Unfall passiert? . . . antworten Sie schnell.

Da erkannte Dr. Valdour eine heran-nahende Frau, deren Gesicht ihm Zu-trauen einflösste.

— Madame Valdour hat uns ge-raten, Ihnen auf dieser Strasse ent-gegenzugehen und gesagt, Sie würden bald hier vorbeikommen . . . Bitte, kom-men Sie sofort zu Léopold Parnasse; sein Töchterchen ist von einem schwe-ren Lastwagen überfahren worden und liegt im Sterben . . .

\*\*

Es war ein schrecklicher Unfall ge-wesen!

Und was die Frau sagte, stimmte leider; das arme Kind lag im Sterben... Das schwere Fahrzeug war über den kleinen Körper gefahren, hatte das ganze Becken zerdrückt . . . Es war ein hoffnungsloser Fall.

Das arme Kind lag auf seinem weis-sen Bettchen; es stöhnte, unbeweglich, die Glieder schon kalt, einer gebroche-nen Blume gleich, die man zertreten hat, und die ihren letzten Duft den Um-stehenden spendet.

Inbrünstig bat die jammernde Mut-ter:

— Stillen Sie wenigstens die schreck-lichen Schmerzen, wenn es geht, Herr Doktor.

Tief ergriffen und fast beschämt ob seiner Machtlosigkeit, zog Dr. Valdour seine Injektionsspritze und bereitete sie.

— Eine Morphiuminjektion wird ihr Linderung verschaffen, meinte er, ohne selbst recht an einen effektiven Erfolg zu glauben.

Und während er sich über das arme Geschöpf beugte, um die Injektion vor-zunehmen, da kam die kostbare Puppe zum Vorschein, die er in die Tasche seines Pelzmantels gesteckt hatte.

Die arme Kleine strahlte beim An-blick des Spielzeuges.

In ihren angstvollen Augen leuch-tete es vor Ueberraschung und Freude . . . die schwachen Aermchen versuch-ten nach der lockenden Erscheinung zu haschen; wie herrlich wäre es wohl,

sie zu schaukeln und sich in den letzten Lebenszügen eine letzte Freude gönnen zu können . . .

Valdour zog die Puppe hervor, die schöne Puppe, die er für sein geliebtes Kind gekauft! Behutsam legte er sie in die Arme des sterbenden Kindes, das sie fest ans Herz drückte. Er wusste wohl, was ein Spielzeug für dies arme Wesen bedeutete . . . Tränen in den Augen, drückte er die mageren Aermchen des Mädchens noch fester gegen das schöne Spielzeug . . . sie waren schon kalt diese Aermchen der lebenden Puppe, die jetzt, in dieser eisigen Weihnachtsnacht zu den Engeln einzog.

Die letzten Blicke des sterbenden Kindes waren für den Arzt, der in Gedanken vertieft, wie abwesend schien; auf einmal fühlte er, wie seine Hand von einer andern Hand mit einem ausdrucksvollen, kräftigen Druck erfaßt wurde . . .

Es war der trostlose Vater des Mädchens, ein biederer, kräftiger Bauer, der keine Dankesworte für den Arzt fand, durch seinen Händedruck aber all' seine Erkenntlichkeit auszudrücken versuchte.

\*\*

Bevor er seine Villa betrat, klopfte Dr. Valdour beim Spezereihändler des Dorfes an, der ob des nächtlichen Besuches höchst erstaunt schien . . .

— Haben Sie Puppen? ... aus Zucker, Pappe, Marzipan . . . aus irgend etwas? Er glaubte erklären zu müssen:

— Für meine Tochter . . ., ich hatte versprochen, eine aus Arras mitzubringen und . . . ich habe es vergessen!

— Tut mir unendlich leid, Herr Doktor, ich habe nur ganz gewöhnliche Püppchen aus Papiermaché mit Sägespäne, wie man sie hier verkaufen kann, meinte der Spezereihändler.

Dr. Valdour erstand die schönste und ging weiter. . . .

Seine Rückkehr war selbstverständlich eine Enttäuschung für seine Frau, die einen Tadel nicht unterdrücken konnte:

— Du, der du so viele unnötige Ausgaben machst, hättest dich doch für dein Kind etwas freigebiger zeigen können . . ., meinte Madame Valdour vorwurfsvoll.

Unter dieser ungerechten Anklage biss der Arzt die Lippen zusammen:

— Die « Galeries » waren bereits geschlossen . . ., dies ist alles, was ich noch in einer Spezereihandlung gefunden habe . . . gab indessen Dr. Valdour gelassen als Entschuldigung zur Antwort.

\*\*

Es war spät. Als Geneviève schon schlief und Dr. Valdour, in Begleitung seiner Frau, sich behutsam in das Schlafzimmer ihres Kindes begaben, um daselbst die Krippe und die kleinen Kindersehuhe im Kamin aufzustellen, damit das Mädchen bei seinem Erwachen eine freudige Ueberraschung fände, da konnte der Arzt nicht umhin, seiner Frau die Erlebnisse seiner Fahrt zu erzählen, wohl wissend, dass sie ihm die vermeintliche Vergessenheit verzeihen würde . . .

So kam es denn, dass Dr. Valdour an diesem Weihnachtsabend den zärtlichsten Kuss, den er je im Leben erhielt, bekam . . . Und so kam es auch, dass an jenem Abend, im Hause des guten Samariters, die Engel aus dem jubelnden Paradies reichlich mit Gaben der göttlichen Vorsehung beladen, herniederstiegen, um sie über sein Haus und dessen Bewohner zu verteilen.

Beim Anblick ihres schlafenden Kindes, das von Engeln träumte, begriffen Dr. Valdour und seine Frau so recht, dass das echte Glück immer nur aus der Zufriedenheit des Gewissens entstammt.

Jean POITEAU.

## Das Gold der Santa Catalina.

Unveröffentlichte Novelle

(Mit einer grossen Abbildung.)

Der wohlthuende Ozean umgab mit seinem mächtigen Zauber die rohen und gewalttätigen Leute, die die Schiffsbesatzung der « Santa Catalina » bildeten. Zorn und Hass konnten nicht dem Wiegenlied der Wellen widerstehen, die beständig versinken, um sich alsbald wieder aufzutürmen, beim eintönigen Rauschen des Pumpenwassers, beim anmutigen Schaukeln der Seemöven, beim Anblick des Unendlichen. Wie die Brandung die Felsenklippen zerstört, ebenso auflösend wirkt auch die Harmonie des Ozeans auf die Bilder von Bürgerkrieg, Mord und Brand.

Die « Santa Catalina » stand in Diensten der Revolutionäre; die Schiffsbesatzung war eine höchst bunte, die sich aus allerhand Leuten zusammensetzte: echte Matrosen, Kommunisten, Anarchisten. Etliche hatten bereits eine Reihe von Schandtaten begangen. Dies war dem Kapitän — einem alten Seebären — auch ganz egal. Er tat seine Pflicht und Schuldigkeit, schaute den Leuten aufrichtig in die Augen und wusste sofort, mit wem er es zu tun hatte, je nachdem die Kerle seinen durchdringenden, mutigen Blick aushielten oder denselben mieden. Von Zeit zu Zeit strich er über die an seiner Seite hängende Repetierpistole, die in seiner roten Leibbinde das übliche, katalonische Messer ersetzte, das seine Mannschaft trug.

Die Santa Catalina hatte ihre Ladung in Bilbao an Bord genommen; ihr Bestimmungsort war Saint-Nazaire. Diese Ladung — Orangen — war nicht sonderlich umfangreich. Ausserdem waren allerdings einige schwere, gut verschlossene Kisten — was mochten sie wohl

enthalten? — verladen worden. Auf der Rückfahrt würde jedenfalls die Schiffsladung bedeutender sein und auch Waffen, Lebensmittel, Medikamente, kurzum alles mitnehmen, was kriegsführende Menschen brauchen.

Auf der Santa Catalina befanden sich ferner drei Damen, die noch im letzten Augenblick, mit einem Pass des Konsuls von Argentinien versehen, eingeschifft wurden; das Schiff fuhr bereits davon. Von ihrer Schaluppe hatten sie den Matrosen zugerufen, und der gutmütige Kapitän liess wieder halten, sodass die drei Frauen an Bord steigen konnten. Wohl hatten einige der Leute feindselige, nicht gerade zuverlässige Blicke auf die Passagiere geworfen, sodass dieselben beinahe um Verzeihung gebeten hätten, und lieber wieder in ihre Nußschale zurückgekehrt wären, um zu versuchen Saint-Jean-de-Luz zu erreichen. Doch drohender Wind erhob sich, die Schlagwellen wurden gefährlich, und eine der Damen konnte nicht schwimmen. Nein! Es war entschieden besser, sich unter den Schutz des vertrauenerweckenden Kapitäns . . . und ihres eigenen Reizes zu stellen, der allerdings nicht soviel Wert wie eine Repetierpistole hatte; zumal wir ja wissen, wie wertlos dieser Reiz im Verlaufe dieses mörderischen Bürgerkrieges für viele Senoras gewesen. Auf hoher See, weit vom Gemetzel, konnten sie dennoch einigen Schutz erhoffen, denn, wie gesagt, ist der Ozean ein mächtiger Beschwichtiger; dazu noch ein holdes Frauenlächeln . . ., da würden auch die grausamsten Kerle nicht widerstehen.

Die drei Damen waren die Mutter und ihre beiden Töchter; erstere hatte ihre

schlanke Figur behalten, war noch schön mit ihrem bräunlichen Teint und ihren herrlichen, schwarzen Augen. Wunderbare Augen, welche auch die beiden Töchter besaßen, namentlich die sechzehnjährige Jüngste mit ihrem holdseligen Lächeln, stets lebenslustig, trotz des Bürgerkrieges, trotz des verlorenen Hab und Gutes und der Ungewissheit der Zukunft. Das richtige, sorgenlose Baskenmädchen, das inmitten rauchender Trümmer noch getanzt hätte. Dies holdselige Lächeln glich hellen Sonnenstrahlen! Mutig und gelassen, ohne Stolz, schritt das Mädchen auf dem Schiff, sich mit jedermann freundlich unterhaltend, einher. Die ganze Schiffsmannschaft kannte bald ihren Namen — Assomption — und hatte sie lieb gewonnen.

Die Maschine arbeitete unter Hochdruck: dem Kamin entstiegen brennende Stückchen Kohlen, die der Westwind auf Steuerbordseite jagte, und der niedersinkende Rauch beschrieb auf dem Meer traurige Arabesken.

Grosse, violette Wolken tauchten ständig am Horizont auf, den Küsten Frankreichs zufliehend. Und wie es oft vorkommt, riss der Wolkenschleier am Horizont, als die untergehende Sonne am Meeresrand verschwand und rosige Strahlen gen Himmel und goldfarbige auf den Meeresspiegel streute. Es war ein herrliches, rasches Feuerwerk. Als die Sonnenkugel verschwunden, erlosch auch der Goldflimmer auf dem Meeresspiegel und langsam verfinsterte sich das Firmament.

Das Schlingern nahm unter dem Wellenanprall zu, die den Frachtdampfer von Back-Bordseite angriffen. Es würde eine anstrengende Nacht geben. Das älteste der beiden Mädchen fühlte sich unwohl, wickelte sich in Wolldecken ein und legte sich irgendwo auf das Deck, denn in den Kabinen schien ihm die Luft unausstehlich. Assomption lehnte an der Reeling und die anprallenden Wellen bespritzten ihr Gesicht.

Der Matrose Juan, der der Anarchistenpartei angehörte, sagte zum Matrosen Carlos Jarez:

— Schau' die Kleine, ein echter Matrose, was . . . ?

— Ja! . . ., die Seele eines echten Matrosen, meine ich eher!

Juan antwortete erst nach längerem Schweigen:

— Habe die Revolution mitgemacht und bin dennoch derselbe Juan geblieben; sprechen wir lieber von etwas anderem . . . Dann meint er:

— Weisst du eigentlich, was wir in den Kisten transportieren, die so sorgfältig unter der Aufsicht der Milizsoldaten verladen wurden?

Carlos gab zu verstehen, dass er es nicht wisse.

— Du willst es nicht sagen. . .

— Per Bacco, Kamerad, du träumst! Ich weiss es nicht! Uebrigens kann es mir ganz egal sein.

Der Andere zuckte mit der rechten Schulter, ein Reflex, herrührend vom Kabelziehen.

— So werde ich dir sagen, Kamerad, welches meine Ansicht ist: Ich meine, es könnte wohl Gold sein . . . in Barren . . . oder in Münzen. Du erinnerst dich doch noch, wie schwer sie waren, per la Madonna.

Obwohl weder an Gott noch an den Teufel glaubend, hatte Juan dennoch die Gewohnheit, die im frommen Spanien so gebräuchlichen Anrufungen zu machen.

— Das stellt doch mindestens ein Vermögen dar, um sorglos den Rest seiner Tage mit einer schönen Frau, in eigenem Haus verbringen zu können...

— Ja gewiss! — antwortete endlich Carlos, nur um den Kameraden zufriedenzustellen, denn er hatte absolut kein Interesse an der Sache.

Juan hingegen dachte laut:

— Wohl . . . all' dies schöne Gold wird dazu dienen, um Waffen und Munition gegen Franco zu kaufen. . . Wenn man aber nur eine dieser Kisten hätte...



— Du bist wohl ganz toll!

— Dies wäre nicht unmöglich, weisst du!

Die junge Assomption ging längs der Reeling auf und ab, ungeachtet des Schlingerns; sie wankte kaum. Als sie an Juan und Carlos vorbeiging, meinten diese:

— Bravo! Senorita, Sie sind fest auf den Füßen, wie ein echter Matrose . . .

Sie lächelte freundlich und Juan trat vor, sein Zigarettenpaket in der Hand, das er dem Mädchen hinhielt. Sie lehnte dankend ab, etwas erstaunt, lächelte dennoch weiter und fand rasch eine Entschuldigung:

— Wissen Sie . . . es würde mich seckkrank machen.

— Im Gegenteil, nichts Besseres, um demselben vorzubeugen . . .

Der Matrose grinste frech und seine Blicke folgten ihr. Der Kapitän kam, um Carlos zu sagen, dass er von Mitternacht ab den Dienst am Steuerruder zu übernehmen habe.

Als er sich entfernt hatte, meinte Carlos zu Juan:

— Um mir so von diesem Golde zu sprechen; musst du jedenfalls irgendeinen Plan haben.

— Schwöre, nichts zu sagen!

— Es ist geschworen . . . auf die Freiheit.

— Und wir teilen . . . obwohl ich es bin . . .

— Na! Hör mal — « obwohl ich es bin » — wenn du einen Plan hast, und willst, dass ich dir helfe, so wird redlich geteilt und ohne Schikanen.

— Schon gut, du hast recht; so höre denn zu: du übernimmst deinen Dienst um Mitternacht; er zog seinen Kameraden am Aermel auf das Hinterdeck, woselbst sie einige Zeit heimlich verhandelten.

MITTERNACHT. — Kein Mann ist sichtbar; das Meer braust, die Maschinen pulsieren weiter. Gebälke krachen, der Wind heult im Tauwerk. — Carlos fasst mit beiden Händen das

Steuerrad. Die drei Damen haben sich in ihre Kabine zurückgezogen, da schwere Sturzwellen das Hinterdeck überschwemmten und sie mit Meerwasser bespritzten. Bei jedem Windstoss scheint das Schiff zu stöhnen und abzutreiben; mit einem wuchtigen Steuerdruck lenkt es Carlos wieder auf seinen richtigen Weg.

Zwischen den zerrissenen Wolken leuchten hin und wieder Sterne. Am Horizont, auf Steuerbordseite, dreht sich unaufhörlich der Leuchtturm von Corduan.

Der Steuermann allein wacht, in der Unendlichkeit verloren. Er allein ist es, der die intelligente Willenskraft des Menschen, den blinden, entfesselten Elementen entgegenstellt, des gebrechlichen, vergänglichlichen und . . . leidenschaftlichen Menschen. Nicht zum ersten Mal steht Carlos allein da am Steuer, mitten in der Nacht, bei schlechtem Wetter; es ist vielleicht schon das hundertste Mal; aber heute erst fühlt er, wie sehr ihn diese Einsamkeit drückt, woran die Pläne Juans, all' dies im Schiffsraum aufgestapelte Gold schuld ist . . .

« Oro », dies Wort tönt in seinen Ohren, wie von einem Dämon gesprochen. Trotz der Nacht funkelt der Glanz des Metalls vor seinen Augen, und sein Wahn verfolgt all' die herrlichen Reize, die es verschaffen kann.

Die Revolution hat sie nicht bereichert und . . . wie viele, viele Unschuldige mussten fallen . . .

Schritte nähern sich; Carlos schreckt auf, die Wahngelbte entschwinden. Eine Hand legt sich auf seine Schulter. « Geht's, mein Junge? »

— Es geht, Kapitän!

— Wo sind wir? — Ah! hier rechts, auf Steuerbordseite, ist Corduan.

— Ja! Kapitän.

Der Kapitän denkt nach, untersucht den Sextanten und laut gibt er die genaue Schiffslage bekannt: Mehr Nord-



Da zuckt der blinkende Stahl eines Messers in der unheimlichen Dunkelheit . . .

West, pass' auf die Untiefen von Oleron auf!

Houü . . . faucht der Wind; die Wellen werden unheimlich und stürzen lärmend über Bord.

— Schensliches Wetter, Kapitän.

— Ja, pass' gut auf, Carlos!

— Sie können sich auf mich verlassen, Kapitän, ich weiss Bescheid . . .

«Ich weiss Bescheid» . . . Er ist doch kein unerfahrener Schiffsjunge mehr. Und wenn der «Catalina» was passieren soll, so wird es Carlos eben gewollt haben.

Wird er dies zugeben, er ein Matrose, ein echter, der kein . . . kein Zufalls-Matrose, wie dieser Juan, der . . . aber, dies Gold, all' dies Gold . . . Wie es flimmert . . . Welche Versuchung!

Carlos hat sein Rad nur wenig gedreht, nicht so viel, wie der Kapitän gesagt hatte: Ausweg zwischen Pflicht und Raubgier . . . Dort erscheint jetzt das Gestirn des «Grossen Bären», dort der Polarstern, in dessen Richtung sie fahren; eigentlich sollte er mehr nach Westen lenken, denn in der Ferne taucht schon am Horizont der zweifarbige Leuchtturm vom Chassiron auf, dem sie direkt zufahren! . . . Aber all' dies Gold unter seinen Füssen. Der Steuermann schliesst die Augen, seine Hände lassen allmählich den Druck nach, sodass das Rad — nur eine Kleinigkeit! — sich nach rechts dreht.

Er öffnet die Augen und merkt wohl, dass er direkt in die Pol-Richtung zu, kaum 10° westlich des Leuchtturmes fährt . . .! Warum diese Ablenkung nicht richtig stellen? Der Wind heult, das Schiff stöhnt; der Heizer merkt, welche Mühe der Frachtdampfer hat, um vorwärts zu kommen, um gegen die anprallenden Wogen zu kämpfen; er speist den Kessel. Am Kaminrand leuchtet es unheimlich; trotzdem merkt es Carlos nicht: Er sieht nur vor sich die tobenden Wellen, die dunkle Flut, den drohend winkenden Leuchtturm. Alle Sterne sind verschwunden, dichte Wol-

ken ziehen am Firmament — am Firmament Gottes — und Carlos denkt, dass sein Gewissen, wie diese dunklen Wolken, ebenso schwarz ist.

Die Minuten erteilen: es ist 1½ Uhr. Mühsam setzt die «Santa Catalina» ihren Weg, trotz Wind und Wetter, trotz der hohen Wellen, fort; am Bug weht die Flagge der Republik.

Wird sie aber auf diesem Wege Saint-Nazaire erreichen?

Kurze Wellen machen sie erzittern und deuten auf die Gegenwart einer gefährlichen Klippe hin. Die Küste von Oleron zieht auf Steuerbord-Seite entlang, und man errät, in allernächster Nähe, den Weg versperrend, die gefährlichen Klippen der Ile de Ré. Carlos lenkt den Weg nach Nord-West ab: Zu spät! Ein mächtiger Anprall . . . die «Santa Catalina» sitzt fest.

Die Maschinen, die Schraube, das ganze Schiff heult, stöhnt, versucht sich vom Felsenbiss loszumachen. Umsonst — glücklicherweise — denn auch die sich auftürmenden Wellen scheinen es losreissen zu wollen, was noch schlimmer wäre, denn mit seiner klaffenden Seitenwunde würde das Schiff rasch sinken. Während weniger Sekunden nur befindet sich Carlos allein vor diesem Unglück, allein gegen das Meer, auf diesem verwundeten Schiff, das sich wie ein tödlich getroffenes Tier verteidigt, um nicht zu verenden. . .

Die ganze Schiffsmannschaft eilt bestürzt aufs Deck, der Kapitän springt auf die Kommandobrücke, schreit Befehle: Rückwärts fahren, ein Rettungsboot . . .!

Der Wind stöhnt, die Wolken platzen, Elend; beim strömenden Regen, der sie peitscht, kommen nun auch die drei Damen aufs Deck.

— Kapitän! Um Gotteswillen, was gibt's, was ist passiert . . .!

— Nichts! Lassen Sie mich in Ruh' und warten Sie einen Augenblick, ich lasse das Rettungsboot bereiten . . .

Beim Gedanken, in dieser Nußschale sich in das wütende Meer riskieren zu müssen, beginnt die Senora zu jammern, aber die wackere Assomption beruhigt Mutter und Schwester.

— Habet keine Angst, und kommt! Und als Erste besteigt sie das Fahrzeug, wo die Matrosen die beiden andern Damen, die vor Angst halb tot sind, hineinstossen.

Der Flaschenzug knarrt, der Nachen gleitet ins Meer, es ist der kritischste Moment, in welchem man sich der Gefahr aussetzt, umzukippen. Gottlob! Das Schiff ist glatt in die Wellen geglitten und schon fährt es eiligst von dannen, der sicheren Küste zu.

Hin und wieder verschwindet es hinter einer tobenden Welle, die es dann weiter fortreibt und in die Höhe hebt. Wird es schadlos die Küste erreichen?

Der Rest der Schiffsmannschaft versucht vergebens das Leck zuzustopfen. Der Kapitän lässt wieder vorwärts fahren, damit sich sein Schiff auf den Klippen festsetze und nicht von den tobenden Wellen ins hohe Meer hinausgetrieben werde; aber das Unwetter lässt wenig Hoffnung auf ein praktisches Resultat.

Alles menschenmögliche ist angeboten worden! — Der Kapitän lässt die übrigen Leute das zweite Boot besteigen und weigert sich, sein Schiff zu verlassen:

— Kommt eiligst zurück, sagt er ihnen, das Schiff wird vielleicht bis zur Ebbe aushalten können, dann ist es auch möglich, die Schiffsladung zu retten.

Und in der Art und Weise, wie er diese Worte ausspricht, erkennen welche den Wert dieser Ladung.

— Ich bleibe bei Ihnen, Kapitän, sagt Carlos, indem er auf diese Weise seine Habgier durch trügerische Ergebenheit verschleiert; für diese Opferwilligkeit verzeiht ihm dann auch der Kapitän seinen vermeintlichen Fehler und ist einverstanden.

— Meinetwegen . . . so bleibe.

Die andern sind fort, Carlos und der Kapitän sind allein auf dem Deck; sie sprechen nicht. Ungeduldig schreit letzterer unaufhörlich von einem Ende ans andere des Schiffes, während Carlos, den Kopf in seinen Händen, auf einem Haufen Taus sitzt. Das Deck neigt sich immer mehr und mehr auf Steuerbord-Seite, und man hört das dumpfe, schauerliche Eindringen des Meerwassers in die Schiffsräume.

Meermöwen schreien inmitten des Sturmes und umfliegen das Wrack. Auf der Küste von Ré, in einer Entfernung von zwei Meilen ungefähr, sieht man Licht. Sind die Boote glücklich gelandet? Bei Tagesgrauen wird sich vielleicht ein Rettungsboot nähern können.

Der Kapitän schaut nach seiner Uhr. Noch zwei Stunden wird die Nacht dauern; bei jedem unheimlichen Krachen seines Fahrzeuges stösst er einen Fluch aus.

Er unterbricht seinen Spaziergang und schaut nach der See, als messe er deren Macht, deren Zerstörungswut.

In diesem Augenblick erscheint auch wieder Juan, der goldgierige Anarchist, der sich im Schiffsraum versteckt hielt, als die anderen weggingen.

Geräuschlos nähert er sich, ein schweres Eisenstück in der einen Hand, mit dem er dem Kapitän einen furchterlichen Hieb in den Nacken versetzt, während er ihn mit der anderen am Hosengürtel fasst und über Bord ins Meer wirft . . .

Carlos kehrte ihm den Rücken, immer noch auf seinen Tauen sitzend, nach der Küste schauend. Er hört den Schrei des Kapitäns und wie sein Körper ins Meer fällt, springt auf und sieht Juan; die beiden Männer stehen sich gegenüber. Beim stummen Vorwurf Carlos', hat Juan nur geantwortet: Was nun?

Carlos schweigt; ironisch meint dann Juan:

— Hast keine Zigarette?

Mechanisch hält ihm Carlos das Päck-

chen hin; jene, die Juan ansteckt, gleicht einem goldschimmernden, wundersamen Pünktchen in dieser finstern, unheimlichen Nacht.

— Was nun? wiederholt Carlos.

— Wir steigen in den Schiffsraum hinab, schleppen ein oder zwei Kisten herauf, die wir ins Meer werfen, und wenn niemand vor der Ebbe kommt, steigen wir auf die Klippe und verstecken sie irgendwo in den Felsen. Dann kommen wir — morgen oder übermorgen — um sie zu holen.

— Wenn wir noch leben!

— Hast du Angst?

— Nein jetzt nicht mehr . . .

Juan versteht recht wohl, was dies «jetzt nicht mehr» bedeutet: eine Art Verzweiflung, die der Zufall wachgerufen hat.

Sie stiegen in den Schiffsraum hinunter, wo das Wasser immer noch allseits zischend um die Kisten drang, die wie Särge nebeneinander lagen, Särge, die ein kolossales Vermögen und alle Genüsse des Lebens bargen.

Carlos, den die Goldgier abermals überfiel und den das gelbe Metall zu fesseln schien, machte sich an die Arbeit, einen Gassenhauer pfeifend.

Sie rissen eine der Kisten aus dem Packraum, wo sie, mit anderen, ganz ähnlichen, aufgestapelt war, schleppten sie aufs Deck; sie wog mindestens 10 Kilo . . . Zehn Kilo Gold! Mit einer Stange versuchten sie die Tiefe des Meeres zu messen; als sie endlich eine geeignete Stelle gefunden hatten, liessen sie die kostbare Kiste an Seilen hinabgleiten; dann warteten sie.

Bald sah man die Felsenspitzen allmählich aus dem Meer ragen. Jetzt stiegen sie ins Wasser; eine starke Welle überschüttete sie. Sie tasteten vorsichtig, um einen geeigneten Platz zu finden, um ihren Schatz zu bergen. Schwere Steine schoben sie beiseite, kehrten dann zur Kiste zurück, die ebenfalls bereits sichtbar ward, schleppten sie fort und bargen sie in der Höhlung, die sie

dann mit den beseitigten, schweren Steinen wieder zudeckten.

Ihre Arbeit glich der einer nächtlichen, gespensterhaften Beisetzung. Carlos zitterte vor Erregung und vor Kälte; als er fertig war, wischte er sich den Schweiß weg, der auf seiner Stirn perlte. Lächelnd, leidenschaftlich meinte Juan:

— Ja! Morgen kommen wir sie holen; morgen sind wir reich! . . .

Lustig gab er Carlos einen Rippenstoss:

— Du machst ein richtiges Begräbnis-gesicht . . .

Er fasste die Leiter, kletterte aufs Schiff; Carlos folgte.

Der Tag fing an zu grauen; ein recht blasser Morgen. Am Horizont stachen bereits die Küste, die Bäume, der Kirchturm von Sainte-Marie, fantastischen Gestalten gleich, vom fahlen Hintergrunde ab. Das Meer begann zu steigen, und voller Angst frugen sich Juan und Carlos, ob man sie wohl holen käme; das Schiff schwankte immer bedenklicher. Würden sie sterben müssen, als Opfer ihrer Goldgier . . . ?

Nein! Da kam ein Boot, das behend auf den Wellen tanzte. Die beiden Matrosen schwenken ihre Taschentücher, um zu melden, dass sich noch lebende Wesen an Bord befänden. Nach wenigen Minuten legt das Schiff an.

Die Retter fragen nach dem Kapitän; die beiden Matrosen zucken die Schultern, geben Zeichen völliger Unkenntnis. Carlos fügt hinzu:

— Ich vermute, dass eine Welle ihn weggefegt hat; ich sass dort . . .

Und er deutet auf den Haufen Taue.

— Ich habe mich herumgedreht und niemand mehr gesehen. Dann rufe ich; keine Antwort! . . .

Der Bericht erschien wahrheitsgetreu; niemand beanstandete ihn.

An die Arbeit! Ein Teil der Kisten mit Gold wird zuerst auf das Deck geschleppt, von dort aufs Boot. — Da vernimmt man ein stärkeres Krachen:

es ist das Ende der « Santa Catalina ». « Bette, wer sich retten kann! », schreien die Matrosen und springen ins Meer, wo sie bald durch die Mannschaft des Schiffes herausgezogen werden.

Während der Rückfahrt wird um Carlos und Juan herum gesprochen; lautlos sitzen die beiden halbverhungert, erschöpft nebeneinander; sie vernehmen nur, dass das eine der Rettungsbote in der Nähe des Ufers kenterte und dass eine der Passagiere ertrunken sei, da sie dasselbe nicht erreichen konnte. Juan und Carlos hören aufmerksam zu. Wie gerne hätten sie gefragt: Welche der Frauen? Die Mutter oder eine der Töchter? Was ist ihnen übrigens daran gelegen? Es ist ihnen lieber so: überhaupt nichts zu wissen. Wäre es die Jüngste, die kleine Assomption, so würden sie darob allzugrosse Gewissensbisse haben, und der Moment gilt nicht den sentimental Gefühlen, wohl aber der Tat. Der Wein ist gezogen . . . die Würfel sind gefallen . . . !

In Sainte-Marie werden sie ausgeschifft und machen sich sofort auf die Suche nach einer Wirtschaft, um etwas zu essen und ein Glas Schnaps zu trinken, damit sie wieder zu Kräften kommen.

Der Oktobermorgen ist grau und kalt; die beiden friert es innerlich; Schlaflosigkeit und schlechtes Gewissen. Und gerade, weil sie Schlaf haben, vielleicht auch, um nicht das Gerede der einen und der andern zu hören, mieten sie ein Zimmer und werfen sich, ganz angezogen, auf das armselige Bett und sind bald in tiefen Schlaf gesunken.

Gegen drei Uhr erwachen sie; sofort eilen sie zum Hafen. Sie müssen sich ein Boot verschaffen, um bis zum Felsen zu gelangen und die kostbare Kiste mitzunehmen. Sie werden rasch einig für die Miete des Bootes und verschaffen sich jeder einen Handkoffer.

— Verstehst du, meint Juan, die Kiste würde die Aufmerksamkeit der Zoll-

beamten erwecken, während zwei armselige Handkofferchen! Wir landen bei Nacht, begeben uns ins Hotel und morgen fort nach La Rochelle.

Carlos zieht es vor, sofort an Land zu gehen; auf diese Weise würde man eine Zollinspektion umgehen. Lange erörtern sie die Frage, vielleicht länger als nötig; aber geschieht dies nicht, um zu vermeiden, von anderen Dingen zu reden, um nicht die reizende, blühende Erscheinung Assomptions wachzurufen, um sich nicht zu befragen, ob sie es nicht gewesen, die das Opfer ward . . . Aus demselben Grund vermeiden sie es, sich unter die Gruppen zu mischen, die auf dem Strand umherstehen und mit Leidenschaft die Ereignisse kommentieren.

Bei eintretender Dunkelheit betreten sie wieder eine Wirtschaft, wo sie eine Fischsuppe und etwas Käse zum Abendessen bestellen. Wenn wir erst reich sind — denken sie unwillkürlich — werden wir uns Besseres auftischen lassen! Sie müssen Mitternacht abwarten, um sich einzuschiffen und den Felsblock bei Ebbe zu erreichen. Sie vergewissern sich, dass alles auf dem gemieteten Boot in Schuss ist und entfernen sich langsam, traurig und schweigsam am Strande entlang.

Der Leuchtturm von Chassiron führt die Silberstrahlen seines leuchtenden Pinsels auf gen Himmel. Die See ist immer noch etwas lärmender als gewöhnlich: sie treten auf Meergras-Haufen und stolpern über Kieselsteine. Wie gerne möchten sie das drückende Schweigen unterbrechen, finden aber nichts zu sagen.

Auf einmal sind ihre Blicke von einem Vorsprung des Strandes angezogen, welcher abwechselnd von den Wellen bedeckt und freigelegt wird. Die Wolkenschicht, die den Himmel bedeckte, lichtet sich ein wenig und einige Mondstrahlen werfen auf diese Stelle einen undeutlichen, fahlen Schim-

mer. Wortlos bleiben sie stehen: kaum einige Schritte weiter liegt eine undeutliche Masse.

Kein Zweifel! ein menschlicher Körper! Eisige Kälte, grimmiger als die des Todes, lässt ihre Knie erzittern, ihre Zähne klappern, denn sie ahnen, dass es die Frau ist, die ertrank. «Gehen wir!», meint Juan; Carlos aber will sich vergewissern. Zuerst hält ihn eine geheimnisvolle Kraft zurück, dann schreitet er vorwärts, um das Opfer seines Verbrechens zu erkennen:

Langsam, ganz langsam nähert er sich. Das Wasser plätschert unter seinen Schritten und bedeckt die Füße der Leiche, die auf dem Rücken hingestreckt zu schlafen scheint.

Es ist eine Frau; ihr Leib ist durch das Verbleiben im Wasser aufgedunsen.

Carlos brummt vor sich hin, aber Juan versteht dennoch recht wohl! Er hat Assomption, die jüngste der drei Frauen, erkannt, die die Mannschaft durch ihr holdseliges Lächeln und ihre Schönheit so entzückte.

Assomption! Bei dem unheimlichen Schein des Mondes, der hin und wieder hinter den dahineilenden Wolken hervortritt, erscheint ihr totenblasses, entstelltes Antlitz; zwischen den blutlosen Lippen schimmern die Zähne unheimlich, die wunderbaren, schwarzen Augen, haben ihren Glanz verloren und stieren jetzt weitgeöffnet gen Himmel . . . ! Und wer wird sie nun schliessen, diese herrlichen Augen? Carlos oder Juan? Carlos lehnt sich vornüber. Juan errät die Verwirrung seines Komplizen. Er ruft ihn: «Komm! . . . Carlos . . . !» Aber auch er will sich vergewissern, und unwillkürlich fragt er: «Gelt, es ist Assomption?»

Dampf tönt die Antwort: «Ja!»

Und plötzlich, wie auf einmal rasend geworden, dreht er sich um, wirft sich auf Juan, dem er mächtige Fausthiebe versetzt.

Der andere erwidert. Also in einer Entfernung von kaum zwei Schritten

von der toten Jungfrau schlagen sich die beiden Matrosen wegen ihr; die umschlungenen Körper der Rivalen heben sich beim Mondenschein deutlich hervor.

Die Wogen brechen sich schäumend auf dem Strande; der Scheinwerfer vom Leuchtturm wirft seine warnenden Strahlen über ihre Köpfe.

Die beiden Männer stöhnen, vor Wut erschöpft! Da zuckt der blinkende Stahl eines Messers in der unheimlichen Dunkelheit: Carlos hat seinem Gegner die Kehle durchschnitten . . .

Assomption ist gerächt!

Carlos wischt die gezogene Klinge an der roten Leibbinde seines Rivalen, dessen Blut über die Kieselsteine rinnt: und ohne einen Blick rückwärts auf die Leiche Assomptions eilt der Matrose zur Stadt. Der Leuchtturm strahlt weiter, das Meer rauscht.

Und dort, einige Meilen von der Küste, schläft das Gold in seinem unsichtbaren Felsengrab: Carlos wird es nicht holen, dieses teuflische Gold, dessen Anziehungskraft ihn zum Verbrechen verleitet hat, die «Santa Catalina» auf einem Felsenriff zerschmettern liess und vorzeitig dem Leben des Kapitäns und des jungen Mädchens ein Ende machte. Die Wellen werden diese Klippen weiter umspülen, die Mondstrahlen sie geisterhaft bestrahlen, wenn sie hinter den dahineilenden Wolken hervorkommen, die Flamme des stummen Zeugen, des Leuchtturms, wird über die See streifen, über die Leichen, die sie geborgen, und das Gold, das teuflische Gold, wird geheimnisvoll, unbekannt, weiterschlafen.

Félix V. MAGNE.

Erst das Geschäft. — «Salomon, wenn de heite zum alten Rosenduft gehst und um de Hand der Sarah anhälst, schmuss mer nich zu viel und lass der nich merken, dass de se liebst, du drückst sonst nur runter de Mitgift.»

## Die Hausdame.

Unveröffentlichte Novelle.

**S**ieben und vierzig!... acht und vierzig! ... neun und vierzig!... Neun und vierzig Antwortschreiben auf meine Anzeige im Lokalblatt! Das nenne ich einen Erfolg! Aber nun beginnt für mich, armer Mann, die « Qual der Wahl ». —

Oskar Jonemann wirft den letzten Wisch, — den neun und vierzigsten! — auf seinen Schreibtisch, wo sich so nach und nach ein ansehnlicher Stoss Briefe angesammelt hat. Er zündet sich eine Mittagszigarre an, lehnt sich gemütlich in seinen Stuhl zurück und liebäugelt mit den verheissungsvollen Schriftstücken: — Ja, die Qual der Wahl! Welcher von diesen neun und vierzig Briefen enthält die ersehnte Perle, die mich von den lästigen, häuslichen Sorgen erlösen soll, auf dass ich in Frieden mein Leben beschliessen kann? —

Oskar Jonemann, — Gebrüder Jonemann, Leder en gros, — ist ein Mann in den besten Jahren. Er hat sich vor zwei Jahren, nach ehrlich und arbeitssam erworbenem Vermögen aus dem Geschäft zurückgezogen. Rundlich, behäbig, gutmütig, hat er das Geseitsein nicht mit Scheffeln gegessen, aber es reicht für den Durchschnittsgebrauch. Sein Leben war arm an Ereignissen, wenn man von dem Tod seiner Frau, Madame Antonie Jonemann, absieht, die vor einem Jahr das Zeitliche segnete. Aber die « Selige » nahm zeitlebens so wenig Platz ein, dass ihr Verschwinden kaum eine Leere hinterliess. Das Drama seines Lebens begann erst, als Rosalie, das altbewährte, treue Hausfaktotum vor zwei Wochen krank wurde und ins Spital übersiedeln musste. Oskar Jone-

mann war der Verzweiflung nahe! Er hatte sich so recht in seine Eigenheiten eingenistet; Rosalie kannte alle seine Gewohnheiten, pflegte sie, achtete sie. Was nun? Wieder heiraten? Ins Gasthaus gehen?

Da kam Oskar Jonemann auf den genialen Gedanken, auf Zeitungswege eine Hausdame zu suchen. Keine gewöhnliche Kochfrau! Keine Küchenfee! Nein! Etwas Feines, Herrschaftliches: eine Hausdame!

Vorgestern erst hat er die Annonce aufgegeben; gestern erschien sie im « Anzeiger »; heute schon hat er neun und vierzig Antworten. Und was für Antworten! Das Wort: « Alleinstehender Herr » hat gezündet, hat alle Begierden, alle Hoffnungen aufgewühlt.

Oskar Jonemann liest noch einmal alle Briefe durch. Und während die blauen Rauckkringel seiner Zigarre leise duftet zur Decke steigen, wandert, eins nach dem anderen, das Gelesene in den Papierkorb. Hier und da, hält er einen Augenblick inne, lächelt vor sich hin, liest den einen oder anderen Satz halblaut vor, nimmt endlich den letzten, den neun und vierzigsten Brief, behutsam in die Hand, beschnüffelt ihn, dreht ihn nach allen Seiten: leichtes, lichtgraues Papier, eine regelmässige, saubere Schrift, ohne Schnörkel, ohne Getue; es geht von ihm etwas Anständiges, Ruhevolles aus; ja, er hat im Aussehen fast etwas Vornehmes! Und die Schreibweise entspricht der Schrift: einfach, ohne Uebertreibung, ohne Gefühlsdusel: ich kann kochen, nähen, stopfen, ein Haus führen; dies sind meine Kenntnisse, dies meine Bedingungen. Klar, kurz, bündig! Gezeichnet:

Witwe Reimers. Oskar Jonemann seufzt erleichtert auf. — Na, das könnte gehen! Wenn die « Witwe Reimers » nur halb so viel kann, wie sie angibt, bin ich ein geretteter Mann. Es lebe die « Witwe »! —

\*\*

Die Witwe Reimers steht vor der massiven Eichentür, auf deren blitzblanken Messingschild der Name « Oskar Jonemann » prangt. Mit klopfendem Herzen zieht sie die altmodische Klingel und wartet. . .

Die Witwe Reimers ist eine kleine, unansehnliche Frau, eines jener ängstlichen Gottesgeschöpfe, die sich vor dem Schicksal ducken und jedermann ob ihres geringen Daseins um Verzeihung bitten. Dabei blitzsauber, ohne einen Flecken, ohne ein Staubkörnchen. — So ein rechtes, liebes Herrgottstier! — denkt Oskar Jonemann, als er die Türe geöffnet und ihr im hellen Mittagslicht seines Arbeitszimmers gegenüber sitzt.

Die Witwe Reimers lässt stillschweigend, gesenkten Blickes, diese gründliche Betrachtung über sich ergehen.

Eine Pause; Oskar Jonemann räuspert sich; er ist in solchen Sachen etwas unbeholfen, und die Frau, in ihrer Schüchternheit, kommt ihm so gar nicht entgegen. Und doch liegt über der ganzen Person so etwas Ehrliches, Zutrauen Erweckendes.

— Nun, liebe Frau. . . wie war doch gleich der Name? —

— Reimers! Lina Reimers! —

Sie schlägt die Augen auf und schaut ihn an, zum ersten Mal; es ist ein kindlich treuherziger, seelenvoller Blick aus tiefblauen, leuchtenden Augen, die in diesem welken Antlitz fast störend wirken, so viel unverbrauchte Sonne strahlen sie aus!

Oskar Jonemann bleiben vor Erstaunen die Worte im Halse stecken. Dieser Blick! Wo hat er ihn schon ge-

sehen? Denn, dass er diese Augen kennt, liegt sicher! Wer einmal ihr Leuchten geschaut, kann es bestimmt nicht vergessen! Aber wo? Wann?

Unverwandt schaut er die Fremde an, forscht in seinen Erinnerungen, runzelt die Stirn in mühsamer Gedankenarbeit. Da lächelt sie, und dieses Lächeln verjüngt sie wunderbar, zaubert mit einem Schlag längst vergangene Zeiten zurück.

Oskar Jonemann ist von seinem Stuhl aufgesprungen. — Es ist nicht möglich! Lina! Lina Sanden! Die kleine Lina aus der Nadelgasse in Heimsbrunn! —

Die Augen leuchten ihn an, eine Träne zittert darin, und doch lächeln die welken Lippen, lächeln ihm die Vergangenheit zurück. . .

Die Vergangenheit!

Oskar Jonemann war nicht immer der behäbige Bürger, dem die Sorge und der Kampf ums liebe Geld die Seele ausgetrocknet. Bevor er in der Hauptstadt sein Glück versuchte, träumte auch er einen Jugendtraum. Dieser Traum hielt nur einen Frühling an, aber junge, stürmische Herzen glauben an ewigen Frühling! Und Oskar Jonemanns Frühling hiess Lina Sanden! Lina Sanden aus der Nadelgasse in Heimsbrunn! Ihre Augen hatten es ihm angetan, ihre blauen Märchenaugen. Herrgott! War das ein Frühjahr! Nie hatten die Blumen so betäubend geduftet; die Vögel so betörend gesungen! Blauer Himmel! Lerchenjubiläum! Ewige Liebe! Ja, aber da waren die Eltern Jonemann: Kolonialwaren en gros in der Hauptstrasse in Heimsbrunn. Denen war es nicht um ein paar schöne Augen, denen war es um blanke Münze zu tun. Lina Sanden war ein armes Mädchen, ein Mädchen aus der Nadelgasse, der elendesten Gasse der Stadt, einer armen Wittfrau Einzige! Die Eltern schickten kurzer



Hand den Sohn nach Paris, der Frühlingstraum, die unvergesslichen Augen, verblassten: Lina Sandens Bild wurde von dem brausenden Leben der Hauptstadt verschlungen, wurde etwas Fremdes, bis es gänzlich verschwand...

Und plötzlich taucht dieses längst vergessene Bild wieder auf, kehrt zurück just im Augenblick, wo der alternde Mann seine Einsamkeit bitter verspürt.

Die Jugend steigt ihm zu Kopf, wie ein feuriger Wein, verwischt die inhaltlosen, gleichgültigen Tage, wo die Jagd nach Geld, nach Besitz alle besseren Triebe in ihm erstickt.

— Lina! —

Sie nickt ihm zu, scheu, zaghaft, mit dem schüchternen Lächeln derjenigen, denen das Leben hart war.

— Lina! Du wusstest, dass ich es war, und Du kamst doch? Hattest mir verziehen? —

Sie schaut ihn an, und in diesem Blick liegt alle Hingebung, alle Aufopferungsfreude eines treuen Frauenherzens...

Oskar Jonemann ist der glücklichste Mann auf Gottes weiter Erde. Jeden Morgen studiert er auf der letzten Seite des Lokalblattes die lange Reihe der Angebote. Und jedes Mal wiederholt er mit einem dankbaren Blick auf diejenige, die endlich Frau Oskar Jonemann geworden:

— Wenn die Leute wüssten, was in so ein paar Zeilen stecken kann! Wenn sie wüssten, dass ich einer Zeitungsanzeige das Glück und den Frieden meines Lebens verdanke! —

Und Lina Jonemann, — alias Witwe Reimers! — nickt ihm lächelnd zu, und die Blauaugen strahlen, voll warmer Jugendsonne, wie damals im Mai.

Gabrielle ESTAY.

## Regionales.

### Der grosse Strassendurchbruch in Strassbourg.

Der Spaziergänger, der durch die Neue Strasse (rue du 22-Novembre) wandelt denkt kaum daran, dass früher hier eines der ältesten und ungesundesten Quartiere der Altstadt sich befand. Ebenso wenig werden spätere Generationen vermuten, dass, wo jetzt die Freiburgergasse (rue des Francs-Bourgeois) ihren modernen Häuserblock protzend zeigt, sich hier Elendsviertel wie die Drusengasse befanden.

Wir wollen darum hier kurz zusammengefasst niederlegen wie das Durchbruchprojekt entstand und was bis zum heutigen Tag ausgeführt wurde.

Die Stadt Strassburg bestand bekanntlich aus einem inneren durch einen Wallgürtel abgeschlossenen Kern und einem

Kranz von Vororten, und zwar war diese Teilung des Stadtgebietes seit jeher eine Eigentümlichkeit unserer Stadt, als einer alten Festung. In dem Masse, in dem die Stadt sich nun vergrösserte, wurden die Wallmauern ein immer grösseres Hindernis für die natürliche Ausdehnung des Stadtkerns.

Der Raum innerhalb der Umwallung wurde immer mehr ausgenützt — Innenhöfe und Gärten wurden bebaut — so entstand die Altstadt mit ihrem engen und winkligen Gässchen.

Die unvermeidliche Folge davon war eine Reihe sozialer Missstände — Wohnungen ohne Licht und Luft — zu kleine Räume für kinderreiche Familien usw. Es musste Abhilfe geschafft werden! Dazu

kam noch der zunehmende Verkehr (der sich naturgemäss im Zentrum abspielte) und dem die alten Strassen und Gassen nicht genügen konnten.

Ein wirkliches Verkehrshindernis bildete die Metzgerstrasse, die viel zu eng war für den sich darin abspielenden Verkehr, da sie den einzigen Ausgang zu dem emporblühenden Vorort Neudorf und der Colmarerstrasse bildete.

Alle diese Erwägungen bewogen die zuständigen Stellen, sich mit dem Projekt einer neuen Verkehrs- und Geschäftsstrasse zu befassen. Denn auch das Interesse an der Schaffung neuer Geschäftslagen im Zentrum spielte mit, da sich die Geschäftswelt durch die eigentümliche Entwicklung der Stadt gewissermassen in die Peripherie gedrängt sah.

Der erste Schritt zur Durchführung des Projektes war die Gemeinderatssitzung vom 10. Mai 1907 unter Bürgermeister Dr. Schwander, in der beschlossen wurde, eine Anleihe in Höhe von 12 Millionen Mark für den Strassendurchbruch zu bewilligen.

Der Gesamtplan — Verbindung des Hauptbahnhofes mit dem Grossvorort Neudorf — wurde in 3 Teile zerlegt.

1. Teil: von der Alt-Sankt Peterkirche bis Kleberplatz.
2. Teil: vom Kleberplatz bis Metzgergiessen.
3. Teil: von Metzgergiessen bis zur Artilleriewallstrasse.

Die weitere Folge des Planes war nun der Ankauf der in den Abbruch fallenden Häuser (wobei die Stadt auf manche Schwierigkeiten stiess) der Abbruch derselben und die *Bebauung* mit zweckentsprechenden Wohn- und Geschäftshäusern.

Im Jahre 1911 war die Stadt mit dem Ankauf soweit fertig, dass mit dem Abbruch begonnen werden konnte.

Im Oktober 1911 wurde dann auch die Arbeit in Angriff genommen. Ein grosser Teil der Altstadt musste nun verschwinden um der neuen Strasse Platz zu machen. Wie aus dem beigefügten Plan ersichtlich, führte die jetzige neue Strasse vor der Alt-Skt-Peterskirche zum Kleberplatz über folgende Gässchen — Blindengasse — Leingasse — Stampfgasse — Gerbergraben-

platz und durch die Verbreiterung der Grossen Stadelgasse zum Kleberplatz.

Ein Hinderniss war noch die schon erwähnte Alt-St.Peterskirche am Eingang der Neuen Strasse, deren Schiff über die Strassenflucht hinausragte. Nach langwieriger Verhandlung zwischen Kirchenrat und Stadt kam es endlich zu der Einigung, dass die Stadt die Umbaukosten tragen würde.<sup>1)</sup>

Der Ausbruch des Weltkrieges legte die Bautätigkeit lahm und die Arbeiten des ersten Teiles schritten nur langsam vorwärts.

Der zweite Teil des Planes blieb vorläufig in der Schwebe, aber infolge dringender Notwendigkeit der Entlastung der Metzgerstrasse 3. Teil) musste der Strassenzug Metzgergiessen-Börsenplatz freigelegt werden.

Nichtsdestoweniger war bis zum Waffenstillstand (1918) der grösste Teil des ersten Abschnittes beendet.

Nach dem Kriege wurde das Projekt wieder aufgegriffen, jedoch die 1920 einsetzende Wohnungsnot widersetzte sich der Räumung der noch abzubrechenden Viertel (Drusengasse — Schiffsgässchen — St-Nikolausviertel). Zuerst musste ein Ausweg aus der Wohnungskrise gefunden werden. Durch den Erwerb und die Instandsetzung öffentlicher und leerstehender Bauten, wie das Militärlazarett in Kronenburg, den Marschallhof, das Schuhmeistergut usw., wurde der Sache schon gedient — jedoch erst die Gründung des Office public d'Habitation à bon marché (1923) und die durch dasselbe erbauten Wohnhäuser am Börsenplatz und am Rhein erlaubten eine Weiterführung der Arbeiten.

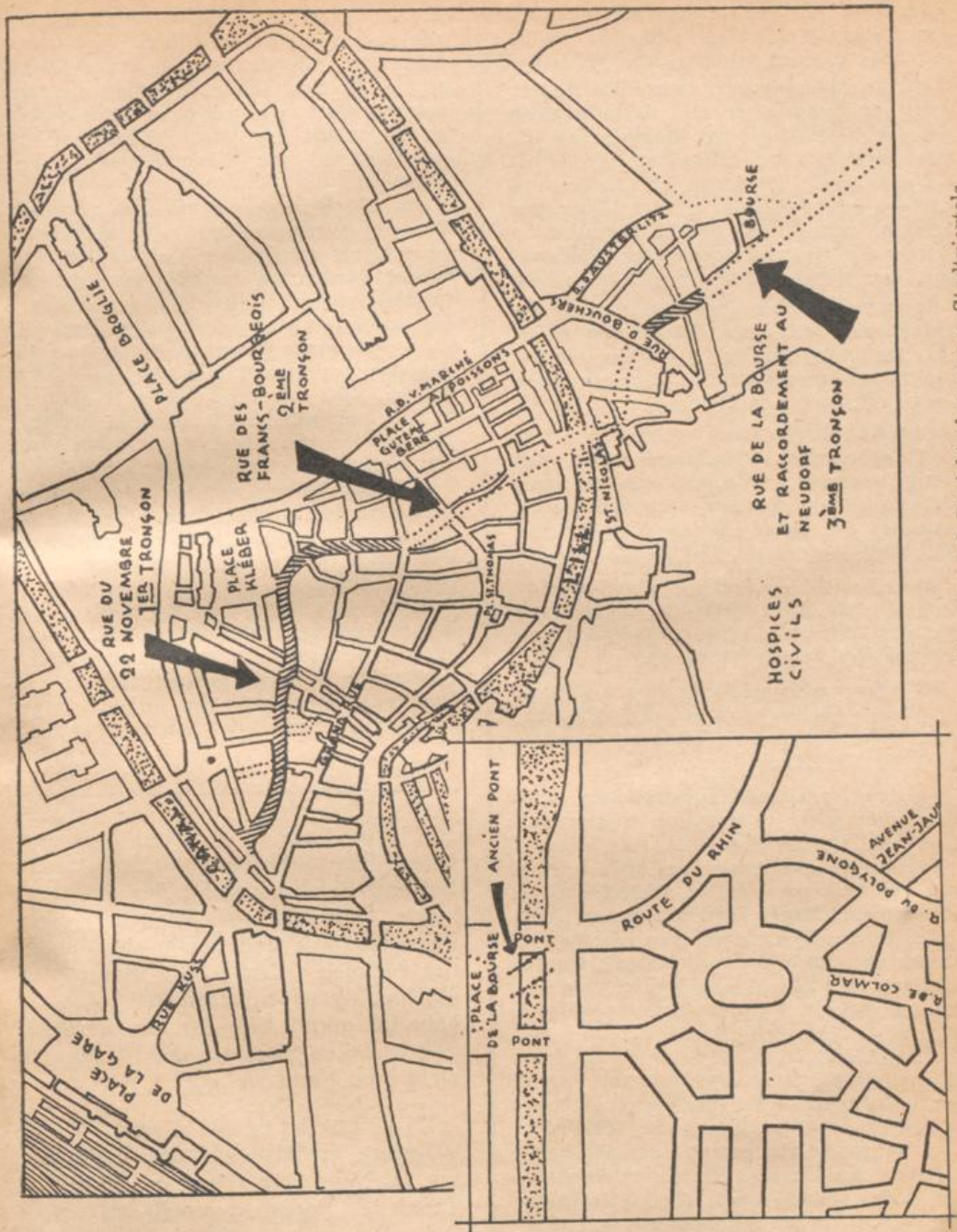
<sup>1)</sup> Dieses Gebäude, das eigentlich zwei Kirchen umfasst, eine katholische und eine protestantische, die sich jeweils mit dem Chor berühren, hat eine interessante Entstehungsgeschichte. Der älteste Teil stammt aus den Anfängen des XIV. Jahrhunderts und war ursprünglich katholischen Kultes. Um 1398 wurde sie den Chorherren von Rheinau übergeben und wurde deren Stiftskirche, nachdem sie zum Chor ein Längsschiff erhalten hatte, und zwar dasjenige der jetzigen protestantischen Kirche.

Während der Reformationszeit wurde sie dem protestantischen Kult überlassen, um unter Ludwig dem Vierzehnten teilweise wieder katholisch zu werden. Im Jahre 1866 wurde das jetzige katholische Schiff angebaut. Als man nun 1911 den Durchbruch in Angriff nahm, musste ein Teil des Längsschiffes, d. h. das Portal und der Turm dem Fortschritt weichen, um einem neuen, der Strassenflucht angepassten Eingang Platz zu machen.



1) Ansicht der Durchbruchsarbeiten im St.-Nikolausviertel. — 2) Das sogenannte «Gotische Haus», Knoblochgasse 18. — 3) Zwei altelsässische Häuser, Goldgiessen 7 und 9.

(Photos «Archives Municipales» und «Manias»)



Gesamtplan des grossen Strassendurchbruchs und Projekt des neuen Stadtviertels am Eingang des Vororts Neudorf.

Im Jahr 1930 konnte man zur endgültigen Räumung schreiten und 1931 wurde mit dem Abbruch begonnen.

In die Abbruchzone fielen die Häuser zwischen Langstrasse und Schlossergasse (in der Fortsetzung des Boulevards), die Drusengasse, das Schiffsgässchen, die Nikolausbrücke, die durch eine neue und breitere ersetzt wurde, hierauf führte die Strasse vorbei an der Nikolauskirche durch das Grätelgässchen, den Goldgiessen, den Metzgergiessen zum Börsenplatz.

Im ganzen fielen dem Abbruch anheim 135 Häuser auf einer Fläche von 42.000 qm. Das neue Boulevard hat eine Breite von 28 m. 50, was schon derjenigen einer Grossestadtstrasse entspricht.

Abgesehen von dem gesundheitlichen und ästhetischen Standpunkt bietet das fertig ausgeführte Projekt enorme verkehrstechnische Vorteile, so zum Beispiel: entlastet die Neue Strasse den Verkehr am Alten Weinmarkt und Hohen Steg.

Dasselbe ist der Fall für die Gewerbslauben, den Alten Fischmarkt und die Metzgerstrasse, die verdoppelt sind durch die rue des Francs-Bourgeois.

Es war unvermeidlich, dass während all dieser Arbeiten manches dem Abbruch zum Opfer fiel, das vielleicht historischen oder künstlerischen Wert hatte.

In den beigegeführten Illustrationen sind einige besonders interessante Häuser auf dem Bild festgehalten. Das sogenannte «Gotische Haus» wurde um 1364 erbaut und gehörte zuerst Ritter Wetzel Marsilius, sodann Caspar Zorn von Bulach, um später in den Besitz derer von Klobelouch überzugehen. Der Name Klobelouch wurde im Laufe der Zeit in Knobloch umgewandelt und gab der Gasse auch ihren jetzigen Namen — *Knoblochsgasse*. Zwei altelsässische Häuser Nr. 7 und 9 im Goldgiessen gelegen. Das erstere war bekannt durch seinen spitzen Giebel und sein schönes Fachwerk und ward um die Mitte des XVI. Jahrhunderts erbaut. Das danebenstehende, um dieselbe Zeit errichtete Haus fiel durch seinen durch drei Holzsäulen getragenen Vorbau auf und war um 1860 das Wohnhaus zweier Künstler, F. Haffner 1858—69 und Ch. Fallot 1869. Im übrigen wurde von der Stadtverwaltung eigens eine Kommission ernannt, die alles einiger-

massen Interessante photographisch oder zeichnerisch aufnehmen liess.

Was um die Weiterführung des Planes betrifft, ist eine Skizze beigegeführt, die klar ersehen lässt, wo die neue Strasse sich an diejenigen des Vorortes Neudorf anschliesst und wie deren Einteilung gedacht ist.

Die alte Brücke, die nie dem enormen Verkehr gewachsen war, wird abgerissen und durch zwei neue, breitere Brücken ersetzt werden. An der «Marxgarten» genannten Stelle ist ein Platz von gewisser Bedeutung vorgesehen. Das alte Strassenbahndépôt muss verschwinden, ebenso die umliegenden alten Bauten. An ihrer Stelle werden sich moderne Häuserblocks erheben und schöne Strassenzüge werden sich in Form eines Sternes an einem Platz vereinigen, der sehr wahrscheinlich «Place de l'Etoile» genannt werden wird. Und so wird zwischen der Stadt und dem Vorort Neudorf ein neues Stadtviertel entstehen, das sicher eine ideale Verbindung herstellen wird!

Schon jetzt kann man sagen, dass dieses grosszügig ausgeführte Unternehmen der Stadt Strassburg zu Ehren gereicht und neben anderen grossen Bauten und Stadtvergrößerungen ihr erlaubt, den Platz einzunehmen, der ihr gebührt.

L. K.

Eine feine Sorte. — Auf einer Eisenbahnfahrt kommen zwei Reisende ins Gespräch; der eine entpuppt sich als ein Vertreter einer Zigarrenfabrik und macht dem anderen sogleich Offerten, die dieser aber ablehnt, da er Nichtraucher sei. «Da habe ich gerade eine famose Sorte für Sie; bestellen Sie diese, die ist nämlich nicht zum Rauchen!»

Ein tüchtiger Arzt. — A.: «Gestern erzählte mir der Medizinalrat D' Neuntöter, dass er binnen 8 Tagen 100 Personen geheilt habe.» — B.: «Was, mir erzählte er sogar von 200 Personen.» — A.: «Dann hat er Sie eben für doppelt so dumm gehalten als mich.»

## Das Rattengift.

Unveröffentlichte Erzählung

(Mit einer Abbildung.)

**H**err Thomassot war ein kleiner, magerer Sechzigjähriger, hatte eine Glatze, kleine, durchdringende Äuglein, witzige Mundwinkel. Er war entschlossen, seinen Lebensabend rüstig und möglichst genussreich und sorgenlos zu verbringen; seine im Bann von Viterne gelegenen Grundstücke hatte er verpachtet und nur ein in der Nähe des Dorfes gelegenes Grundstück von 5—6 Aar vortrefflichen Bodens behalten, wo Madame Thomassot das schönste Gemüse des ganzen Kantons erntete.

Wie liebte sie ihn, ihren Gemüsegarten, Madame Thomassot! Wie sie ihn pflegte! War er doch ihre Leidenschaft, ihr Stolz.

Thomassot, seinerseits, verbrachte seine Tage mit Jagd und Fischfang.

An diesem trüben Septembermorgen reinigte er gerade sein Jagdgewehr, als Madame Thomassot, ihren Korb am Arm, eintrat.

Sie war natürlich in ihrem Gemüsegarten gewesen.

Sie stellte ihren mit Rüben gefüllten Korb etwas barsch auf den Tisch; sofort merkte Thomassot, dass etwas nicht klappte; er hob die Augen, die denjenigen seiner besseren Eehälfte begegneten: sie funkelten vor Zorn!

— Na! Was ist denn, Céline?

— Was ist?

Und aufgeregt erzählte sie die Missetat: ein nächtlicher Besucher hat ihr 4 oder 5 ihrer schönsten Krautköpfe « geklaut »; das war bereits zum dritten Mal in diesem Jahr, dass man ihr Gemüse wegstahl. Dies konnte auf keinen Fall so weiter gehen!

— Meine Liebe! Du wirst dir doch kein böses Blut machen wegen einiger stibitzter Krautköpfe...

Empört schüttelte Madame Thomassot ihren noch üppigen Krauskopf.

— Du hast gut reden! Einige stibitzte Krautköpfe... Du hast sie nicht gesät, versetzt, begossen! Du scherst dich ja nicht um unseren Gemüsegarten und kümmerst dich einzig und allein um deine Jagd... Schon wieder werden arme Tierchen zusammengeknallt...

— Ganz richtig! entgegnete gelassen ihr Mann. Doktor Frivolet wird jedenfalls in einigen Minuten mit seinem Auto hier sein; wir wollen dann einen kleinen Abstecher in der Richtung von Thuilley machen.

Indessen fuhr Thomassot fort, die verschiedenen abmontierten Gewehrteile mit einem Gemselfell zu reinigen.

Céline war ausser sich vor Aufregung, angesichts dieser Gelassenheit.

— Was hast du in deinen Adern? Nichts! An deiner Stelle würde ich... Wenn ich ein Mann wäre, würde sich so was nicht wieder ereignen.

— Wenn du ein Mann wärest... meinte Thomassot ironisch... würde ich nicht das beneidenswerte Glück haben, dich meine bessere Eehälfte zu nennen.

— So sage doch gleich, dass ich dich nicht glücklich mache!

— Momentan sicher nicht...

Obwohl gleich aufgeregt, hatte Céline dennoch ein gutes Herz. Tränen standen ihr in den Augen, ihr Zorn legte sich.

— Ich weiß wohl, dass ich Unrecht habe, mich dermassen aufzuregen, aber

was willst du... so schöne Krautköpfe!

— Und... deiner Ansicht nach... wer ist der Missetäter?

Céline sah in Gedanken wieder die mächtigen, frischen Fusstapfen, die der Krautamateur im Gemüsegarten hinterlassen hatte.

— Es kann nur der Bebert sein! Nur er hat solche grosse Füße.

Und abermals ausser sich fügte sie hinzu:

— Hoffentlich verabreichst du ihm eine ordentliche Tracht Prügel, an die er sein Leben lang denken soll.

— Ich, meinte Thomassot, einen dreissigjährigen Bengel mit Kürassiergestalt und Fäusten, die im Verhältnis zu seinen Füßen sind, durchprügeln...? du willst den Tod deines Mannes!

— Nicht doch, Männchen.

Ganz verwirrt, ob dieses ungewohnten Titels, — der ihn an die schönen Stunden seiner Flitterwochen erinnerte, — versprach Thomassot seiner Frau, dass er den Bebert schon «drankriegen» werde.

Aber wie?

— Wenn du ihn anzeigen würdest! meinte Céline.

— Das gäbe zu viel Scherereien. Und wenn es übrigens Bebert nicht wäre...

— Er ist's! Er ist zu allem fähig. Heute morgen erst habe ich ihn im Rebstück von Panisset beschäftigt gesehen...

— Im Rebstück von Panisset. Es sind noch keine acht Tage, dass er sie geschwefelt hat. Das kann für den Bebert eine ordentliche Abfuhrkur sein.

— Glaubst du? Diese Kerle sind gegen alles geimpft!... Setze dein Gewehr zusammen, damit ich den Tisch decken kann.

Schon stand die Suppenschüssel auf dem sauberen Wachstum zwischen den beiden Gedecken.

Während des Essens schwieg Thomassot, seine Frau ebenfalls, denn sie wusste, dass ihr Mann nachgrüble, wie er den Bebert drankriegen könne.

Beim Käse erstrahlten Thomassot's Gesichtszüge:

— ...hast du gefunden?

— Vielleicht!

\*\*

Nachmittags rauchte Thomassot gemütlich seine Pfeife, als ein Auto vor dem Hause hielt; ihm entsteigt ein etwa vierzigjähriger, dicker, aber munterer Mann mit schwarzem Bart, hellen Augen: es war Doktor Frivolet aus Bainville.

— Herrliches Jagdwetter heute, was, Herr Thomassot! Wo haben Sie Ihr Gewehr? Voran...!

— Leider muss ich Sie heute allein lassen, lieber Doktor, ich habe eine dringende Angelegenheit zu regeln.

Und leiser fügte er hinzu:

— Man hat mir Krautköpfe geholt; ich habe Verdacht auf jemanden und bereite meine Rache...

— Das ist doch was für die Gendarmen, mein lieber Herr Thomassot...

— Nein, nein! eher für den Doktor!

— Nanu, da bin ich nicht recht im Bilde! Allerdings. Wenn Sie dem Missetäter die Knochen entzwei schlagen, so empfehle ich mich für deren Wiederausammenflicken...

Lachend bestieg der Arzt seinen Wagen und fuhr davon.

Da erhob sich Thomassot:

— Céline! gib mir Stock und Hut bitte... ich gehe etwas spazieren.

— Vergiss nicht am Gemüsegarten vorbeizugehen!

— ...selbstverständlich!

Sein Spaziergang brachte Thomassot gegen 6 Uhr an den Tatort. Ja! es stimmt, es fehlen tatsächlich 5—6 der schönsten Krautköpfe.

— An uns zwei nun...! brummte Thomassot ergrimmt.

Tho-  
sie  
wie

ot's

ge-  
vor  
ein  
über  
art,  
olet

was,  
Ihr

lein  
eine

olt ;  
und

lar-  
t...  
or !  
im  
dem  
hla-  
ren

nen

Hut

ten

ssot  
es  
der

nte



Was sagen Sie, Herr Thomassot? Man hat Ihnen Krautköpfe geholt!



In seinen Augen leuchtete es sonderbar.

Ungeduldig schaute er auf die Uhr:  
— ...in einigen Minuten!

Er setzte sich an den Rand des Weges und steckte seine Pfeife an.

Vor ihm erstreckte sich, längs des Tales, das von Obstgärten umrahmte Dorf; weiter im Hintergrund langsam ansteigende, von duftenden Tannenwäldern gekrönte Hügel. Die hinter Toul untergehende Sonne erstrahlte in herrlichen Rosafarben; einige Raben nur flogen ihren Nestern zu.

Als die ersten Rauchwolken den Kaminen entstiegen, erhob er sich:

— Nun! voran...

Er ging, gesenkten Hauptes, als sei er bekümmert und schlechter Laune, in der Richtung des Gässchens, wo Bebert und seine Frau — Mélie — wohnten.

Wie es Thomassot vorausgesehen, sass Mélie vor der Haustür und reinigte Gemüse für die Suppe des Abendessens.

Gesenkten Hauptes, ärgerlich ging er, ohne zu grüssen, an der Frau vorbei, die er nicht zu sehen schien.

Mélie, eine dicke Blondine mit frischem Gesichtsteint, rief ihm zu:

— N'Abend, Herr Thomassot! Nanu, wie griesgrämig heute! Was ist Ihnen denn passiert?

Thomassot stand sofort still. Und die Augen in die von Mélie geheftet:

— Du weisst vielleicht, warum ich griesgrämig bin...

— Wie sollt' ich es wissen! ich bin keine Wahrsagerin.

— Schade, denn du könntest mir vielleicht verraten, wer mir meine Krautköpfe geklaut hat!

— Was sagen Sie, Herr Thomassot? Man hat Ihnen Krautköpfe geholt. Da hört doch alles auf! Und so nahe beim Dorf. Wie oft habe ich zu Bebert gesagt: Wenn du nur wüsstest wie schöne Krautköpfe Herr Thomassot hat. Und was sagt denn Madame Tho-

massot dazu, die muss recht ärgerlich sein. Hoffentlich gelingt es, den Täter zu fassen...

— Ich kenne ihn nicht, erwiderte Thomassot kaltblütig; auf alle Fälle aber bedaure ich ihn!

— Und warum denn? Er wird sich jedenfalls mit Ihren Krautköpfen eine schmackhafte Suppe zubereitet haben.

— Das wird wohl stimmen, es dürfte aber seine letzte sein...

— Nanu, was soll das heissen? Hätten Sie etwa mit den Gendarmen gesprochen, Herr Thomassot?

— Es ist ja gar keine Rede davon! Dann, nach einer Pause:

— Es handelt sich eher um den Totengräber...!

Mélie erblasste.

— Mich schauert's! Sie sagen dies doch wohl zum Spasse nur?

— Zum Spass? So höre denn Mélie. Schon vorige Woche hat man mir Gemüse gestohlen. Da sagt' ich mir: das darf nicht wieder vorkommen! Rate, was ich gemacht habe! — Ich werd' es dir erzählen, aber «Maul halten»! — Vorgestern habe ich 5—6 der schönsten Krautköpfe gewählt, und um sie zu erkennen, habe ich mit einem Messer einen Einschnitt gemacht, dann habe ich zwischen die Blätter... rate was... gegossen...»

— Wie sollte ich das raten können?

— ...Rattengift...!

— Das ist nicht möglich! Sie, Herr Thomassot, ein so feingebildeter Mann hätten das getan?

— Ja! Zwei der vergifteten Köpfe sind verschwunden! In Teufels Namen, mag kommen, was will; wenn der Dieb sie gegessen hat, so ist er eben... Adieu Mélie! Grüsse Bebert...!

Und er ging nach Hause.

\*\*\*

Um acht Uhr verliess Bebert die Wirtschaft und begab sich nach Hause.

— Du kommst so spät, meinte Mélie.

— Kümm're dich um deine Sachen...!

Eine armselige, an einem electrischen Draht hängende Birne warf ihr spärliches Licht in die nackte Wohnung.

— Iss deine Suppe, Bebert!

Der hünenhafte Bebert griff nach seinem Zinnlöffel und schlürfte seine Brühe hinunter, in der seltene Gemüsestücke schwammen.

— Sie ist nicht schlecht. Aber das Feldhuhn mit Kraut vom Mittagessen, das war lecker, gelt Mélie?

Die junge Frau sass ihrem Mann sprachlos gegenüber; auch konnte sie keinen Bissen hinunterwürgen; ihre Gesichtszüge waren entstellt:

— Wie siehst du aus! meinte Bebert. Ist dir das Feldhuhn etwa auf dem Magen liegen geblieben?

— Nein! Nicht das Feldhuhn... aber das Kraut! hast ihm keinen sonderbaren Geschmack gefunden?

— Warum diese Frage?

— Wir hätten nicht das Kraut von Thomassot nehmen sollen...

— Dann hätten wir also das Feldhuhn so ganz trocken hinabwürgen sollen?

— Ach! wenn nur...

— Mélie! Du verheimlichst mir was! Heraus mit der Sprache! Was ist los?

— Thomassot hat mir verraten, er habe Gift in seine Krautköpfe gegossen...!

— Und du bist dumm genug, um so was zu glauben? Der alte Schlaumeier wollte dir bloss die Würmer aus der Nase ziehen... hast mich doch hoffentlich nicht verraten...!

— Was denkst dein Herz... ich bin trotzdem nicht ruhig!

— Dumme Gans...

Bebert füllte sein Glas bis zum Rande:

— Es lebe das Feldhuhn und das Kraut! Wozu brauche ich einen Garten? Ich habe den des Nachbarn. Eine Flinte? Eine gut gelegte Schlinge ist mehr wert als alle Schiessgewehre der

Welt! Ach so! Er will sich lustig machen, Thomassot... es lebe Thomassot...!

Und er lachte hell auf.

Aufgemuntert durch diese freudige Stimmung ihres Mannes, verschwand auch die Angst Mélies, die ihren Appetit wiederfand.

Nach Beendigung der bescheidenen Mahlzeit, begann die allabendliche Zeitungslektüre.

Bebert holte das Journal de Nancy, das er immer seiner Enehälfte vorlas.

Der Leitartikel interessierte ihn nicht; er überflog die Depeschen der Agence Havas, um ehestens zu den « faits divers » zu gelangen, die seine Lieblingslektüre waren.

Er unterbrach dieselbe stets mit Bemerkungen und Kommentaren.

So z. B., nachdem er ohne Unterbrechung das tragische Ende eines Bahnarbeiters vorgelesen hatte, der zwischen zwei Waggons zerquetscht wurde, glaubte er, seine Verachtung für die Wissenschaft aussprechen zu müssen, die immer noch nicht solche Unfälle vermeiden konnte, wobei immer arme Arbeiter ihr Leben lassen mussten.

Dann kündigte er an:

Die Vergiftung einer ganzen Familie durch den Genuss von Pilzen.

— Lies das nicht, meinte Mélie, die abermals erleichte.

— Und warum soll ich es nicht lesen?

Er begann trotzdem das Vorlesen des tödlichen Unfalles; als er ans Ende desselben kam, wo der Reporter die « schrecklichen Qualen und den qualvollen Todeskampf der Vergifteten schilderte, fing seine Stimme an zu zittern.

— Mélie! Hast noch ein Tröpfchen?

Die Frau legte die zerrissene Hose, die sie ausbesserte, bei Seite, holte aus dem tannenen, baufälligen Küchen-

schränk eine Flasche Traberschnaps, die sie auf den Tisch stellte. Bebert füllte sein Glas und leerte es in einem Zug.

— Siehst du Mélie, man muss sich vor den Pilzen — wie vor den Gendarmen — in acht nehmen. Wenn sie Feldhuhn gegessen hätten, so würde man sie heute nicht in der Erde verscharren.

Nachlässig frug er dann:

— Hat er dir nicht verraten, Thomassot, welches Gift er auf die Krautköpfe gegossen...!

— Doch... Rattengift...!

— Der Schweinekerl!

— Gelt! Hast auch Angst Bebert...?

— Ich! Angst! Denke gar nicht daran!

Er rollte eine Zigarette in seinen mächtigen Händen, zündete sie, scheinbar gelassen, an und blies die blassen Wölkchen in die Luft.

Auf einmal griff er ängstlich nach seinem Unterleib:

— Horch! Mélie, wie es da drinnen auf einmal rumort...

— Hast weh, mein armer Bebert?

— Nein! Es ist vorbei!

Ein neuer, kräftiger Schnapszug brachte ihn wieder auf die Beine.

— Der Tabak hat auch einen komischen Geschmack heute...

Und die Zigarette zu Boden werfend, zertrat er sie mit seinem breiten Fusse.

— Ist deine Kolik nun vorbei...?

— Mélie, wer sagt dir, dass ich Kolik hatte?

Er war leichenblass...!

Ein dritter, kräftiger Zug aus der Schnapsflasche gab ihm abermals Kräfte.

— Jetzt hab ich nicht mehr weh...!

— Bebert! Wenn du stirbst, sterbe ich mit dir! Will nicht allein zurückbleiben...

— Ich habe durchaus nicht die Absicht, in ein besseres Jenseits abzureisen, Mélie!

Bei diesen Worten schien er verstecken zu wollen und krampfhaft bückte er sich.

— Nun fängt's schon wieder an! Muss hinaus...

Er eilte in den Garten, wo er noch rechtzeitig in einer dunkeln Ecke... Seine Frau hörte ihn jämmerlich klagen:

— Au! Au!... ich habe Cholera... ich...

Als er wankend zurückkam, zögerte Mélie nicht mehr: sie eilte ans Fenster und rief: Coralie!...Coralie!

Das Fenster der Nachbarshütte öffnete sich; eine Gestalt ward sichtbar:

— Hast du mich gerufen, Mélie?

— Ja! Bebert ist vergiftet...! Schicke gleich den Totor den Arzt holen!

\*\*

Doktor Frivolet war an jenem Nachmittage, ohne etwas geschossen zu haben, von der Jagd heimgekehrt; kein Wunder, wenn er daher schlechter Laune war. Auch war es ihm höchst unangenehm, wenn er nachts gerufen wurde.

Als er zu Bebert kam, fand er denselben völlig erschöpft, infolge der unaufhörlichen Stuhlgänge, im Bette liegen.

— Er wird sich ganz leeren, mein armer Mann, klagte Mélie, ich habe in meinem Leben so was nie gesehen...!

Der Arzt hiess Bebert die Zunge strecken, griff nach seinem Puls und frug ihn:

— Wo haben Sie weh?

— In den Gedärmen... Au!

— Na wir wollen mal nachsehen.

Auf dem entblösten Unterleib Beberts untersuchten die behenden Finger des Arztes; hier drückte er, dort wieder tastete er fragend.

— Tut's weh...?

Und jedesmal stiess Bebert ein kaum vernehmbares, jämmerliches: Ja! aus.

Sie haben zweifellos eine bedenkliche Unterleibsentszündung; keine Spur von Blähung indessen; nichts am Bauchfell. — Sagen Sie mal, alter Freund, was haben Sie eigentlich heute gegessen...?

— Nichts Besondere...!

— Immerhin, was denn?

— Feldhuhn...!

— So, so! Feldhuhn! Sie können sich Feldhuhn leisten...? Sie sind wohl Jäger?

— Jäger — au... au... nicht gerade, Herr Doktor!

— Ich glaube zu verstehen! Der junge Herr geht wildern...

— Na ja!... höchst selten... au, au... jeder will leben, nicht wahr?... au!

— Wundern Sie sich noch, unter diesen Umständen, dass die besten Jäger griesgrämig, ohne was geschossen zu haben, heimkommen! Sie würden verdienen, mein Junge, dass ich sie einfach sterben liesse.

— Das werden Sie doch nicht tun, Herr Doktor, bat inbrünstig Mélie.

— Nein, Madame, nein! Ich werde es nicht tun, obwohl er es verdient hat.

Und zu Bebert gewandt fuhr er fort:

— Es roch jedenfalls schon etwas stark, ihr Feldhuhn...?

— Es war von gestern!

— Wir müssen also anderswo die Ursache Ihrer heftigen Unterleibsentszündung suchen; mit dem Feldhuhn haben Sie noch was anderes gegessen?

— Kraut!

— Aus ihrem Garten?

— Wir armen Leute... au, au... haben keinen Garten.

— Wer hat sie Euch verkauft? Man muss wissen.

— Man hat sie nicht gekauft.

— Also auch das Kraut...!

— Ja! Gestand Mélie, man hat sie im Gemüsegarten von Thomassot genommen! Dies ist übrigens auch die Ursache unseres Unglückes...!

— Ihres Unglückes...!

— Ja! Sie waren vergiftet die Krautköpfe des Herrn Thomassot: Er selbst hat es mir gesagt.

— Vergiftet... und mit was denn?

— Mit Rattengift!

Doktor Frivolet blieb lange in tiefes Nachsinnen vertieft und schien sehr bekümmert; er erinnerte sich, dass Herr Thomassot ihm nachmittags von gestohlenen Krautköpfen und von seiner geplanten Rache gesprochen hatte. Ja! Von Rache...! War es tatsächlich möglich, dass dieser so ehrbare Greis sich herabgelassen habe...? Nein! Unmöglich...! Und dennoch?

— Madame, meinte er, die Sache ist sehr ernst; war es tatsächlich Rattengift, das Herr Thomassot auf sein Kraut gegossen hat? Dies ist vor allem mit Sicherheit festzustellen, denn ich kann Ihren Mann nicht wirksam pflegen, wenn ich nicht genau weiss, welches Gift er eingenommen; es gilt vor allem, eiligst Herrn Thomassot diesbezüglich zu befragen; dies ist nicht meine Sache. Man hole schnellstens Herrn Panisset: Er ist Maire und somit Magistratsperson. Lassen Sie ihn rufen...!

Totor musste abermals sein Fahrrad besteigen und den Herrn Maire holen.

Inzwischen frug der Arzt Mélie weiter aus:

— Sie haben doch auch vom Feldhuhn gegessen?

— Ja, Herr Doktor!

— Und vom Kraut?

— Ja! Herr Doktor!

— Und Sie spüren nichts?

— Nein! Mir ist es nur auf dem Magen liegen geblieben.

Bald erschien denn auch der Maire in Begleitung des Feldhüters und Totor. Mager, pflichtbewusst, erklärte er feierlich:

— Ich bin ein pflichtgetreuer Staatsbeamter und habe daher keinen Augenblick gezögert, meinen Schlaf zu

opfern! Was wünscht man von mir?

Der Arzt erklärte in wenigen Worten dem Maire, um was es sich handle und fügte hinzu:

— Begeben Sie sich bitte eiligst zu Herrn Thomassot und fragen Sie ihn, was er auf seine Krautköpfe gegossen: beeilen Sie sich, es geht um das Leben eines Menschen.

— Siehst du Mélie, ich bin — au! au! — ich bin... verdammt!

Panisset, immer noch vom Feldhüter und von Totor begleitet, schritt die Hauptstrasse des Dorfes bis ans Haus von Thomassot hinunter.

Da stand es in der Stille der Nacht, mit geschlossenen Läden, beim Mondschein.

Panisset klopfte energisch.

Zuerst lautlose Stille; dann öffnete sich im ersten Stock ein Fenster und eine weisse Erscheinung, Thomassot, lehnte sich aus demselben, im Nachthemd und Zipfelmütze; er frug:

— Was ist los? Ah! Du bist es, Panisset. Was willst du um diese Stunde und weckst mich?

— Meine Pflicht als Gemeindevorsteher. Hör, Thomassot, es ist eine ernste, ja sehr ernste Sache. Ein Bürger der Gemeinde liegt im Sterben: Es ist Bebert! Was hast du in deine Krautköpfe gegossen? Doktor Frivolet will es wissen! Sprich! Ich verlange es...!

Gelassen antwortete Thomassot:

— Was? Bebert hat Kolik, sagst du? Kein Wunder, es ist nicht meine, sondern deine Schuld. Hättest du nicht deine Rebe geschwefelt, wäre dies nicht passiert, merke es dir. Gute Nacht.

Der weisse Schatten verschwand, das Fenster ward verschlossen.

Panisset blieb einige Augenblicke ratlos: Da stand er, das Gesicht gen Himmel erhoben, als frage er den Mond um Rat:

— Ich glaube zu erraten...!

Und auf einmal, gefolgt vom Feldhüter und von Totor, eilte er mit grossen Schritten an das Krankenlager, wo der Arzt ungeduldig seiner wartete...

— Na, Herr Maire...?

— Thomassot kommt nicht in Frage...

— Ja! und seine Krautköpfe?

— Auch nicht...

— Zum D..., ist mein Kunde vergiftet oder nicht?

— Er ist's!

— Hörst du, stöhnte Bebert.

— Na, werd' ich bald erfahren durch was...?

— Durch die kürzlich geschwefelten Trauben, die er mir in meiner Rebe geholt hat...!

— Sag' mal, alter Freund, meinte der Doktor zu seinem Patienten gewendet, Du kannst dich nicht ob der Lebensmittelteuerung beklagen. Feldhuhn, Kraut, Trauben, was noch mehr? Beruhige dich, es ist ungefährlich... nur ein ordentliches Abführmittel hast du eingenommen; das ist alles!

Da mischte sich Panisset ins Gespräch:

— Das ist alles? Nicht doch? Werter Herr Doktor! Ihr Patient entgeht diesmal der göttlichen Gerechtigkeit, nicht aber der meinigen.

Tags darauf erfuhr der völlig wiederhergestellte Bebert, dass er ein Protokoll erhalten habe, mit der Begründung:

«Ist ertappt worden, als er in den Reben des Herrn Maire marodierte. Hat versucht die Strenge der Gerechtigkeit auf einen ehrwürdigen Bewohner der Gemeinde abzulenken, indem er ihn einer ebenso strafbaren wie albernen Handlung bezichtigte.»

Madame Thomassot war gerächt!

— Hatte ich dir nicht gesagt, ich würde den Bebert schon kriegen?

— Du bist ein Schlau-Kopf «Männchen».

Maurice GARÇOT.

## Populäre Naturwissenschaft.

### Drahtlose Telegraphie und Telephonie.

Die Vorläufer. — Die Entdeckung. — Die Entwicklung. — Die Anwendungsmöglichkeiten. — Die Zukunft.

Von jeher waren die Menschen bestrebt, Mittel und Wege zu finden, um raschmöglichst und auf grosse Entfernungen miteinander in Verbindung treten zu können: diese waren indessen zuerst recht primitiv und bestanden in angezündeten Feuern oder aus der Ferne gegebenen Zeichen.

Eine wesentliche Verbesserung erscheint erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, die der optische Telegraph <sup>1)</sup> mit sich brachte, der aus ungefähr alle 10 Kilometer aufgestellten Posten bestand, welche, wie die Signalmaste, bewegliche Arme hatten. Eine Depesche von Paris nach Strassbourg war in sechs Minuten (durch 44 Posten) übermittelt.

Dann entdeckt Volta (1835) seine «Säule» und der schwedische Physiker Oersted erklärt den Elektromagnetismus; Arago und Ampère vervollkommen diese Arbeiten und entdecken den Elektromagneten. Steinheil endlich experimentiert (1837) in München den ersten elektrischen Telegraphen, der heute noch verwendet wird, trotz der ständig wachsenden Vervollkommnung der drahtlosen Telegraphie (T.S.F.).

#### Die Vorläufer.

Studien über den elektrischen Funken zeigten den Weg zu ihrer Entdeckung: im Jahr 1860, gelegentlich der Beobachtung des elektrischen Funkens in einem drehbaren Spiegel, beweist Feddersen den oszillierenden Charakter der Entladung

<sup>1)</sup> Auch nach seinem 1763 in Brulon (Sarthe) geborenen Erfinder Chappe benannt.

eines Kondensators; Hertz gelingt es (1887) durch Verminderung der Kondensatorskapazität, hohe Frequenzen hervorzurufen. Seine Experimente, die grösstes Interesse erwecken, stellen die elektrischen Wellen, die Maxwell bereits in seinen Berechnungen vorausgesehen hatte, in den Vordergrund; Hertz berechnet sogar deren Wellenlänge, aber ohne praktische Anwendungsmöglichkeit; seitdem sind diese Wellen, die seinen Namen tragen, genau bekannt.

#### Die Entdeckung.

Die Ehre, die Wellenwirkung in die Ferne, respektive deren ersten Empfang entdeckt zu haben, steht einwandfrei dem französischen Gelehrten Edouard Branly zu. In einer ersten Mitteilung an die «Académie des Sciences» beschreibt er (1890) seine Experimente.

Ein Lichtbogensender ist in einem Hörsaal aufgestellt; andererseits ist in einem andern Zimmer, das vom Hörsaal durch vier grosse Räume getrennt ist, ein kleiner, aus einem Element, einem Galvanometer und einer engen Glasröhre bestehender Kreis installiert. Die Röhre enthält, zwischen zwei Leitungsdrähten, etwas Metallfeilicht; infolge des durch das Feilicht geleisteten Widerstandes, zirkuliert im Kreis kein Strom. Wird indessen an einem bestimmten Moment am Lichtbogensender ein Funken hervorgehoben — obwohl dieser keinerlei materielle Verbindung mit dem Kreis hat — erhält die Metallfeile sofort leitende Eigenschaften. Der Strom fährt hindurch und der Galvanometer schwenkt ab. Ein leichter Stoss auf die Röhre unterbricht

die Leitungsfähigkeit, die ein neuer Funken zwischen den Polen des Lichtbogen-senders wiederherstellt.

Somit stellte Letzterer die erste Sendestation, der Kreis aber die erste Empfangsstation dar: durch die Hertz-Wellen wird die erste Verbindung auf grössere Entfernung verwirklicht!

Kurz darauf war durch Einschaltung eines kleinen Hammers mit Elektromagneten, der an die Röhre schlug, der Schwingungskreis von Branly wesentlich verbessert. Auf diese Weise, und wenn unter dem Einfluss einer ersten Welle der Schwingungskreis leitend wurde, setzte der Strom, unter dem Einfluss des Elektromagneten, den Hammer in Bewegung, der an die Feilichtröhre schlagend, ihr seine primitive Resistenz wiedergab.

Nunmehr konnte der Kreis auch die folgenden Wellen aufnehmen, was ihm somit erlaubte, Mitteilungen zu übersenden. Branly setzte seine Experimente fort und verbesserte noch manches; auch stellte er fest, dass die Wellen wohl durch die natürlichen Hindernisse drängen, indessen nicht bis zur Empfangsstation gelangen konnten, wenn diese in einem Metallgehäuse eingebaut war. In letzterem Falle erfolgte der Empfang dennoch, wenn man einen Aussendraht mit dem im Innern des Gehäuses befindlichen Kreis in Verbindung brachte.

Jetzt findet der Einfluss des Metallgehäuses in dem Kreisabschirmung, Verwendung, um dieselbe den Parasiteinflüssen oder Reaktionen zu entziehen. Der aus dem Gehäuse kommende Draht ist verbessert und zur Antenne geworden.

#### *Die Entwicklung.*

*Die drahtlose Telegraphie.* — Branlys Entdeckung ist der Ausgangspunkt der aktuellen Radio; jetzt folgen rasch Erfolg auf Erfolg. Im Jahr 1895 nimmt ein junger Schüler des Professors Righi aus Bologna — der soeben verstorbene, berühmte Marconi — die von Branly gemachten Experimente auf.

Seine Versuche erstrecken sich namentlich auf die Vergrößerung der Entfernung zwischen Sender und Empfänger: dies gelingt ihm allmählich, indem er einer-

seits die Senderstärke und andererseits den Schwingungskreis des Empfängers verbessert. Kurz darauf interessiert sich England für seine Arbeit und sichert Marconi seine finanzielle Unterstützung. Vier Jahre später gelingt es ihm, die erste regelmässige Verbindung über den Aermelkanal zwischen Dover und Wimereux bei Boulogne = 50 km herzustellen.

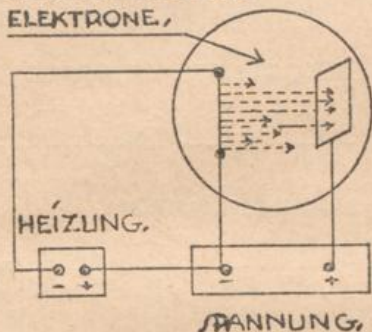
Nun werden die Transmissionsentfernungen stets grösser. Marconi prüft den Einfluss des Meeres auf die Wellenverbreitung und 1901, dank der Freigebigkeit des Prinzen von Monaco, der ihm seine Yacht «Princesse Alice» zur Verfügung stellt, gelingt es ihm, eine Transmission von mehr als 170 km zu verwirklichen. Diese Tragweite wird sich in weniger als 7 Jahre verdoppeln und 1903 = 400 km, 1907 = 1000 km betragen; während des Krieges in Marroko konnten bereits die französischen Kriegsschiffe «Kléber» und «Dupuy de Lome» mit dem Eiffelturm, auf eine Entfernung von mehr als 2500 km, ständig in Verbindung bleiben.

Sender und Empfangsposten werden immer noch verbessert. Die Feilichtröhre wird durch neue Detektoren (z. B. der elektrolytische Detektor des Generals Ferrié) und (1905) durch die Galene ersetzt; Sende- und Empfangskreis erhalten Abstimmungsspulen. Der Funke, der gedämpfte Wellen erzeugt, wird durch Hochfrequenzmaschinen ersetzt, die ungedämpfte Schwingungen produzieren. Der Unterschied ist derselbe wie zwischen dem Klang eines Klaviers und dem einer Violine. Ersterer ist gedämpft, der zweite ist ununterbrochen, ungedämpft.

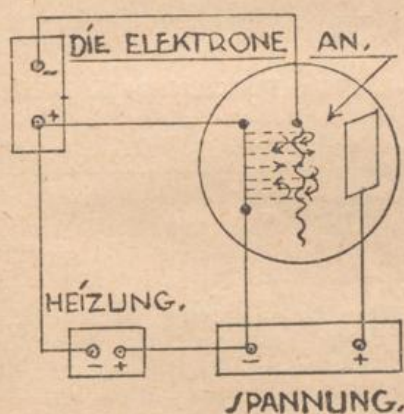
*Die Lampe mit drei Elektroden.* — Die äusserst wichtige Entdeckung der Lampe mit drei Elektroden hat die Fortschritte der T. S. F. ebenfalls wesentlich gefördert. Bereits das Flemingsche Ventil hatte eine wirklich sonderbare Erscheinung hervorgehoben: Diese Lampe mit zwei Elektroden bestand aus einem Filament und aus einer Platte, welche dasselbe in gewisser Entfernung umgab. Das Filament wird angezündet und die Platte mit dem positiven Pol einer Elementbatterie verbunden. Das Experiment bewies, dass zwischen dem Filament und

der Platte — obwohl die Leere zwischen beiden Elektroden bestand — Strom entstand, Erscheinung, die heute durch das Faktum erklärt wird, dass ein Filament, das stark erhitzt wird, Elektrone oder Parzellen negativer Elektrizität erzeugt. Diese, angezogen durch die positive Platte, eilen auf sie zu und annullieren einen Teil seiner Ladung. Um diesen

### BESCHÜSSUNG DER ELEKTRODE,



### DAS NEGATIVE GITTER HÄLT



Verlust zu kompensieren, muss die Batterie einen Teil des Stromes liefern und alles geht vor sich, als ob der Kreis zwischen Platte und Filament geschlossen wäre.

Wäre die Platte negativ gewesen, so wären die Elektrone zurückgedrängt worden und es hätte sich nichts ereignet. Jetzt wird diese Erscheinung auf die

Stromauffrichtventile angewendet. Der auf ihre Platten verwendete Wechselstrom kann nur durchdringen, wenn er dieselben positiv macht; der zwischen Filamenten und Platten gesammelte Benutzungsstrom hat immer gleiche, d. h. ständige Richtung.

Die Intensität dieses Stromes kann übrigens durch Einschaltung einer Supplementarelektrode, die einem zwischen dem Filament und der Platte eingeschalteten Gitter gleicht, beliebig geregelt werden. Nehmen wir an, dass dies Gitter eine immer zunehmende, negative Spannung erhalte; es wird allmählich eine grössere Anzahl Elektrone verdrängen und schliesslich alle verhindern, die Platte zu erreichen. Der Platten-Strom wird somit abnehmen, um gänzlich aufzuhören. Schliesslich wird die Gitterspannung die Intensität des Plattenstroms beherrschen. Die praktische Anwendung dieser Erscheinung erlaubt die Verwendung der Lampe mit drei Elektroden (Triode) als Verstärkungs-Detektor oder Schwingungsröhre. Diese Lampe hat als Modell für die modernen Lampen gedient, die manchmal bis zu acht Elektroden (Octaode) haben. Ihr Funktionieren ist also immer auf das Anfangsprinzip der «Triode» basiert.

*Die drahtlose Telephonie.* — Bis zur Herstellung der Hochfrequenzmaschine und der «Triode»-Lampe war die Wellenbenutzung nur in der Telegraphie möglich, denn die Telephonie erheischt eine ständige Welle. Wir haben bereits weiter oben gesehen, dass die Funken Sendeposten und Wellen-Züge in den Raum senden <sup>1)</sup>. Es ist dies kein Nachteil für die Telegraphie, die ja nur kurze oder lange Zeichen hat. Beim Empfang im Hörer vernimmt man eine musikalische Note an der Frequenz der Züge,

<sup>1)</sup> Der oszillierende Strom (Fig. 1) repräsentiert einen Teil ungedämpfter Schwingungen, deren vollständige Zeichnung nach beiden Richtungen unbegrenzt wäre. Die gedämpfte Welle ist, im Gegenteil, durch eine Folge von Fragmenten ungedämpfter Wellen (Wellenzüge) gebildet, die durch leere Oszillationsräume getrennt sind.



deren Dauer den abgegebenen Zeichen entspricht. Das Resultat würde für die Sprache oder für die Musik ein erbärmliches sein. Die Möglichkeiten der Alternatoren und namentlich der « Triodes »-Lampen, ungedämpfte Schwingungen zu erzeugen, war es, die erlaubte, die telephonischen Ströme zu übermitteln.

*Vom Mikro zum Lautsprecher.* — Der Vorgang, der durch die Musik erlittenen Transformationen, von ihrer Produktion bis zum Empfang im Lautsprecher, ist heutzutage ziemlich kompliziert: des besseren Verständnisses halber, wollen wir eine Musiknote auf ihrer Wanderung begleiten: Abgang vom Studio des Emissionspostens. Ein Violinspieler hat eine Note gespielt, sie ist fort, ihre Wanderung hat begonnen. Das Instrument hat die im Studio befindliche Luft vibrieren lassen, indem es Schallwellen hervorrief, die dem Mikro begegnen. Wie unser Ohr die Schallwellen, die unser Gehirn empfindet, umwandelt, so nimmt der Mikro diese Vibrationen auf, die er in elektrischen Strom verwandelt, der auf die Welle des Senderpostens einwirkt. Dieser durch den Mikro gelieferte, elektrische Strom heisst « Modulationstrom » und die Form dessen Oszillierungen kann etwa durch die Kurve (Fig. 2) wiedergegeben werden.

Ihrerseits liefern die Senderöhren einen « Oszillierungsstrom » (Fig 1), der die Eigenschaft besitzt, beim Verlassen der Antenne, Wellen zu erzeugen. Man kombiniert Oszillierungs- und Modulationsströme, was einen komplexen Strom (Fig. 3) bildet. Dem Modulationsstrom, der die Musik repräsentiert, war es unmöglich, allein im Raume auszustrahlen. Dank der durch den Oszillierungsstrom gebildeten Welle ist er jedoch durch den Raum mit einer Geschwindigkeit von 300.000 km pro Sekunde (Fig. 3) gelangt.

Auf seiner Fahrt begegnet er einer Empfangsantenne und macht sie vibrieren. Wenn der Posten, mit welchem diese Antenne verbunden ist, eine Hochfrequenzstufe besitzt, so ist der aufgefangene Strom einfach verstärkt beim Durchlaufen dieser Stufe. Er gelangt alsdann an die Ueberlagerungsgeräte. Die empfangene Welle wird daselbst mit einer

lokalen Welle kombiniert, die im Empfangsposten gebildet wird, und zwar so, dass sich eine resultierende Welle produziere, deren Frequenz immer dieselbe für alle Emissionen bleibe<sup>1)</sup>. Diese konstante Frequenz heisst Durchschnittsfrequenz. Sie fragen nun: Welchen Zweck

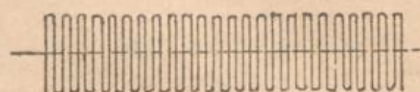


fig.1 DER OZILLIERENDE STROM.

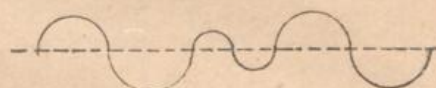


fig.2 MODULATIONSTROM.

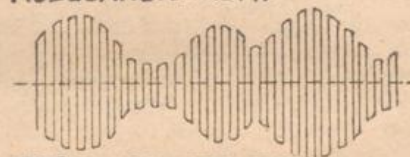


fig.3 STROM-HOCHFREQUENZ.



fig.4 STROM-DURCHSCHNITT/FREQUENZ.

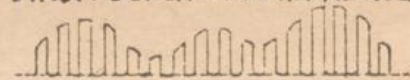


fig.5 DETEKT.

hat diese Transformation eigentlich? Er liegt in der Tatsache, dass man Filter herstellen kann, die genau auf diese

<sup>1)</sup> Die Wellenfrequenz ist ihre Oszillierungszahl pro Sekunde; sie wird pro Kilohertz (1000 Oszillationen oder Kreise per Sekunde) gemessen. Die Tatsache des Frequenzwechsels kann durch folgende Formel ausgedrückt werden: Frequenz empfangener Welle  $F$  — Frequenz Lokalwelle = Durchschnittsfrequenz, die man = 135 od. 400 Kilohertz annimmt, was den Wert von  $F$  bestimmt.

Durchschnittsfrequenz akkordiert sind, weil sie eine konstante ist. Die Beifügung dieser Kreise gibt dem Empfänger eine grössere Selektivität.

Die Strom-Durchschnittsfrequenz wird durch 1—2 Stufen Durchschnittsfrequenz verstärkt, dann begegnet sie der Detekterstufe. Die Tätigkeit derselben ist, wie wir es sehen werden, unentbehrlich zur Musik-Wiedergabe durch den Lautsprecher. Betrachten wir die Kurve 4, welche die Strom-Durchschnittsfrequenz darstellt und nehmen wir an, dass sie direkt auf den Lautsprecher einwirke: Letzterer wird indessen stumm bleiben, denn der passive Widerstand seiner Membrane erlaubt es ihm nicht, der allzu schnellen Frequenz dieses Stromes zu folgen. Wäre dies trotzdem möglich, würde unser Ohr nichts vernehmen, da es einen hohen Ton nicht hören kann. Anders ist es indessen, wenn wir z. B. wie es Fig. 5 zeigt, durch den Detekter die Hälfte der Kurve beseitigen können. Der Lautsprecher und unser Ohr werden auch weiterhin nicht auf die Frequenz des Träger- oder Durchschnitts-Stromes reagieren. Aber die Membrane wird die Kurve der Spitzen verfolgen können, weil die Tätigkeit der letzteren nicht mehr durch jene der entgegengesetzten Kurve, die wir beseitigt haben, annulliert ist: diese Kurve ist jene des durch den Mikro gelieferten Modulierungs-Stromes. Der Lautsprecher reproduziert also schliesslich die gespielte Note und wir hören den Violinspieler. Zwischen der Detekter-Stufe und dem Lautsprecher sind 1—2 Niederfrequenz-Stufen eingebaut, die den detektierten Strom verstärken, damit die dem Lautsprecher übertragene Stärke genüge, um eine angenehme Resonanz zu erzielen.

*Weitere Einrichtungen.* — In Wirklichkeit sind die im Innern eines modernen Apparates vor sich gehenden Operationen durch eine Reihe von Verbesserungen kompliziert. Heutzutage sind fast alle Apparate direkt durch den Strom gespeist. Diese Speisung umfasst die Erwärmung der Filamente und die Produktion der Plattentension. Diese Rolle war früher die einer Heizbatterie und eines Elementes oder einer Tensionsbatterie. Heute hingegen heizt ein Transformator

(wie bei den elektrischen Klingelanlagen) direkt ein Filament von einer Kathode umgeben, die Elektrone ausströmt. Die Speisung durch Plattenstrom erfolgt vermittelst des Flemingschen oder Richt-Ventils, da der produzierte Strom durch eine aus zwei Kondensatoren und einer Drossel bestehende Zelle filtriert wird.

Eine andere, sehr verbreitete Verbesserung ist das Fadingausgleichsystem. Es kompensiert den störenden Effekt dieser Erscheinung, welche zahlreiche T.S.F.-Liebhaber genügend kennen, das Fading, d. h. die periodische Unterbrechung des Empfängers, die gewissen Anomalien in der Wellenverteilung zuzuschreiben ist.

Andere moderne Einrichtungen, wie einzige Einstellung mit sichtbarer Stationsangabe und Akkordierung, die weit besser als das Gehör den Augenblick des genauen Akkordes angibt.

All diese Fortschritte gestatten die Handhabung eines Apparates sogar durch ein Kind.

Transmissionen und Empfang der Nachrichten und Musikkonzerte sind nicht die einzigen Wellen-Verwendungsmöglichkeiten: Wir werden derein andere untenstehend angeben und kurz beschreiben.

#### *Die Anwendungen.*

*Die Sicherheit der Reisenden.* — Die auf dem Meer fahrenden Schiffe können im Falle schwerer Havarie oder drohender Gefahr das konventionelle S.O.S. absenden und ihre genaue Lage angeben. Alle in der Umgegend befindlichen Schiffe lenken von ihrer Route ab, um dem bedrohten Schiffe zu Hilfe zu eilen.

Die ehemals manchmal so geringe Sicherheit auf hoher See ist somit wesentlich gehoben, und die früher von aller Welt abgeschlossenen Passagiere können jetzt täglich die neuesten Weltereignisse hören. Auf einigen modernen Fahrzeugen können sie sogar, wie auf dem Lande, ständig in telephonischer Verbindung mit ihren eventuellen Korrespondenten bleiben.

Den andern Transportmitteln kommt die Sicherheit der Wellen ebenso zu gut: die Flugzeuge bleiben in ständigem

Kontakt mit ihren Abgangs- oder Landungsplätzen, und es ist somit möglich, ihnen herannahende Unwetter rechtzeitig anzugeben, was ihnen erlaubt, ihre Route zu ändern oder sonstigen Schutz zu suchen.

Selbst die Eisenbahnen benützen die T.S.F. Die Reisenden können, von ihrem Platze aus, mittels eines « Helmes » die neuesten Ereignisse erfahren oder Musik hören. Der Lokomotivführer seinerseits bleibt in Verbindung mit dem « Dispatcher » der die Fahrt der Züge regelt.

*Radiogoniometrie.* — Die Verwendung eines Rahmens beim Empfang oder bei der Emission gestattet, die Richtung des Senders oder des Empfängers festzustellen. Will ein durch den Wind abgetriebenes Flugzeug wissen, wo es sich auf der Karte befindet, kann es, je nach der an Bord befindlichen Installation, auf eine der folgenden zwei Arten verfahren: entweder gibt es ein Zeichen und die Erdstationen machen die Berechnungen und geben die verlangte Auskunft betr. seiner Lage. Oder es hört zwei bekannte Stationen und bestimmt dann selbst seine Lage. Beide Verfahren sind im Grunde genommen dieselben. Der Rahmen gibt an, in welcher Richtung sich der Posten befindet. Da jede Station auf der Karte durch einen Punkt angegeben ist, vermerkt man auf derselben die durch den Rahmen angegebene Richtung und die durch diesen Punkt führt: man erhält somit zwei Gerade, deren Schnittpunkt der Position des Flugzeuges auf der Karte entspricht.

*Radio-Leuchttürme.* — Auf ähnliche Weise wird auf hoher See verfahren. Der Seefahrer stellt selbst fest, wo er sich befindet. Zu diesem Zweck sind längs der Küste Sender mit genauen Wellenlängen aufgestellt, die auf den Marinekarten angegeben sind: sie geben, wie Leuchttürme, charakteristischen Zeichen und bei Nebel können die Schiffe, wie bereits angegeben, ihre Lage selbst bestimmen.

In der amerikanischen Marine existiert ein anderes, vorschriftsmässiges « Radio-Akustik » genanntes Verfahren, Kombination der Schallübertragung im Wasser mittels T.S.F. Das Schiff gibt, durch eine

Platzpatrone im Wasser ein Zeichen und der Schall geht, mit einer Geschwindigkeit von 1500 m pro Sekunde, bis zur Küstenstation, woselbst seine Ankunft die Emission per T.S.F. eines charakteristischen « Top » hervorruft. Der Seefahrer berechnet die zwischen Emission des Schalles und des Empfanges des « Top » verstrichene Zeit, was ihm erlaubt, die Entfernung von der Küste genau zu bestimmen. Er zeichnet dann auf die Karte einen Kreisbogen, in dessen Zentrum sich die Station befindet und als Radius die vorher berechnete Entfernung hat; diese Operationen werden alsdann mit einer anderen Station gemacht. Der Schnittpunkt der beiden Bogenlinien gibt die genaue Lage auf der Karte an.

*Drehende Radio-Leuchttürme.* — Diese bemerkenswerte Erfindung ist dem Ingenieur W. Loth zu verdanken. Sie gestattet eine unmaterielle Route im Weltenraum zu ziehen, die das Schiff in die Hafeneinfahrt oder das Flugzeug auf die Landungsstelle führt. Man verwendet hierfür zwei drehende Rahmen als Sender. Ihre Rotation ist so eingerichtet, dass der Schnittpunkt ihrer Emissionen im Raume die gewünschte Route angibt. Der eine sendet Punkte, der andere Striche, sodass die Punkte genau die Zeit der Zwischenräume zwischen den Strichen ausfüllen. Sind Schiff oder Flugzeug auf ihrer Route, so hören sie ein ununterbrochenes Geräusch; weichen sie von derselben ab, so vernehmen sie nur noch Punkte oder Striche, was ihnen erlaubt, 1. festzustellen, ob sie nach rechts oder links zu viel abgelenkt sind und 2. mit Leichtigkeit wieder den richtigen Weg zu finden.

*Uebermittlung der Zeit.* — Das Problem der Zeit ist, in jeder Hinsicht, von wesentlicher Bedeutung; es hat zwei Phasen: die Feststellung der Zeit und ihre Beibehaltung. Ersteres Problem gehört zur Astronomie, letzteres hängt von der Chronometergenauigkeit ab; die T.S.F. erleichtert indessen wesentlich diese Aufgaben. Auf den Konferenzen von 1912 und 1913 in Paris wurde beschlossen, ein « Bureau international de l'heure » zu gründen, das die Beobachtungen der ganzen Welt zentralisieren würde, da ein Vereinzelter nicht alle Tage die Gestirne

beobachten könnte; die T.S.F. aber gestattet die Zentralisierung aller eingegangenen Nachrichten. Der Eiffelturm übermittelt der ganzen Welt, die auf diese Weise festgesetzte genaue Zeit. Gleichzeitig ist auch das Problem der Beibehaltung der genauen Zeit gelöst, denn die auf hoher See fahrenden Matrosen können im Augenblick der Emission ihre Chronometer mit einer Präzision bis zu Bruchteilen einer Sekunde berichtigen.

Um diese Genauigkeit noch zu erhöhen, erfolgen seit dem 31. Juli 1913 die Zeitangaben des Eiffelturmes automatisch mittels eines durch den französischen Ingenieur Edouard Belin erfundenen Apparates.

*Meteorologischer Nachrichtendienst.* — Der Eiffelturm übersendet nicht nur regelmässig die Zeitangabe, sondern auch die meteorologischen Nachrichten, wodurch der ganzen Welt, die auf einer grossen Stationszahl gemachten Messungen mitgeteilt werden; die T. S. F. hat übrigens der Meteorologie erlaubt, bedeutende Fortschritte zu machen. Der Wert einer Voraussage für eine bestimmte Region hängt von der Anzahl und der Genauigkeit, die man erhalten kann, ab. Früher waren die Langsamkeit der Verbindungen und deren beschränkte Anzahl Grund gewisser Ungenauigkeiten, was heute nicht mehr der Fall ist, zumal jetzt eine genügende Zahl zuverlässiger Stationen besteht, die namentlich folgende Nachrichten sammeln: Barometerdruck, Temperatur, Richtung und Stärke des Windes, Wetter- und Meeres-Verhältnisse durch die Küstenstationen und die auf hoher See fahrenden Schiffe. Zu bestimmten Zeiten und mittels geeigneten Abkürzungen, werden diese Auskünfte durch T. S. F. sehr rasch durch das «Office National Météorologique» gesammelt, woselbst sie auf bereitstehende Karten aufgetragen werden. Dann werden die verschiedenen gleichwertigen Punkte in Zusammenhang gebracht, wodurch Kurven entstehen, die die Störungszentren angeben.

Die Prüfung der zu verschiedenen Stunden aufgestellten Karten zeigt, in welcher Richtung und mit welcher Schnelligkeit diese Zentren wechseln. Die

so rechtzeitig durch die Eiffelturmmissionen benachrichtigten Seefahrer oder Luftschiffer können die nötigen Dispositionen treffen oder ihre Route ändern, um die gemeldete Störung zu meiden.

Es ist wenig bekannt, dass die T.S.F. ebenfalls zu gewissen meteorologischen Bestimmungen dient: das Hören gewisser atmosphärischer Parasiten im Empfänger erlaubt es einigermassen, den Wetterwechsel vorauszusehen, und so mancher Radioamateur weiss aus eigener Erfahrung, wie unangenehm diese Störungen beim Anhören einer fesselnden Nummer sind: ihre Intensität und besonderen Geräusche sind grundverschieden. Die mächtigen, kilometerlangen, elektrischen Funken des Blitzes bei einem Gewitter sind deutlich erkennbar. Im Sommer erfolgen in den oberen atmosphärischen Schichten Entladungen, wie jene elektrischer Apparate.

Je nachdem bewirken sie dumpfes Zerreißen, manchmal auch einzelnes Krachen, dann wieder anhaltendes, trockenes Knatzen; all diese Geräusche des Lautsprechers sind den T.S.F.-Amateuren bestbekannt und gestatten dem Beobachter, leicht gewisse Störungen zu charakterisieren und vorauszusehen.

#### *Die Zukunft.*

*Die Television.* — Die Television ist entschieden eine der interessantesten Anwendungen der T.S.F., deren Technik, gerade in letzter Zeit, nennenswerte Fortschritte gemacht hat. Leider ist dieselbe nur noch wenigen, bevorzugten Liebhabern zugänglich, zumal der Kostenpreis dieser Apparate zehnmal höher ist als der eines gewöhnlichen. Die Emissionsposten haben, in Anbetracht der verwendeten extrakurzen Wellen, eine Tragweite, die praktisch auf jene der direkten Wellen begrenzt ist, d. h. der Sender «sieht» direkt. Damit alle Liebhaber eines Landes die Bilder zu sehen vermögen, bedarf es einer weit grösseren Senderzahl als für den Radio. In Frankreich existiert nur ein einziger Sendeposten, der sich auf dem Eiffelturm befindet. Die Programme sind «televisiert» nach dem Studio des P.T.T. und mittels Spezialkabel an den Sender übermittelt.

*Die Telemechanik.* — Die Telemechanik datiert vom Tage, an welchem es Marconi gelang von seiner, im Hafen von Genua liegenden Yacht aus die Lampen der Ausstellung in Sydney anzuzünden.

Das Prinzip ist äusserst einfach, ein durch T.S.F. erhaltenes Signal setzt einen Ueberträger in Bewegung, der den nötigen Antrieb bewirkt. Die Entsendung verschiedener Signale kann somit mehrere Antriebe hervorrufen, welche komplizierte Mechanismen in Gang setzen. Mehrere beweisführende Experimente sind diesbezüglich kürzlich gemacht worden, so haben Flugzeuge ohne Flieger fliegen können, Schiffe haben sich ohne Kommandant bewegt, Torpedos haben ihr fiktives Ziel erreicht, u. a. m.

Dieser kurze Ueberblick gestattet es, sich ein Bild von den entsetzlichen Ver-

wendungsmöglichkeiten im modernen Militärwesen zu machen, ohne indessen auch jene zu vergessen, die für die Wissenschaft nutzbringend sein können.

\*  
\*\*

Wie so manche Entdeckung, hat auch das Experiment, das Branly 1890 in so bescheidener Weise beschrieben hat, eine Reihe weittragender Konsequenzen zur Folge gehabt: Besiegung des Raumes durch die Geschwindigkeit der übermittelten Verbindungen, Besiegung der Zeit vermittelt Genauigkeit der Angabe; vielleicht wird es dereinst auch die Besiegung der Materie durch die Energieübertragung in die Ferne sein.

LE GROS LA FAIGE,  
Ingénieur E. C. T.

## Romegaz.

(Unveröffentlichte Erzählung)

(Mit einer Abbildung.)

**D**er Kuckuck der mechanischen Uhr hatte sich zum siebenten Male verneigt, als Seignelay erwachte.

Draussen öffnete Aguetzaz, seine Ordnonanz — ein strammer Bursche aus der Tarentaise —, den Laden, der das einzige Fenster dicht verschloss, nachdem er den angehäuften, frischen Schnee, der über Nacht gefallen war, hinweggeschaufelt hatte.

Durch das mit dicken Eisblumen gezielte Fenster drangen nur spärliche Sonnenstrahlen, die kaum genügten, um das einfache Mobiliar der Militärintendantur zu erkennen: einen Eichentisch, ein Feldbett, mit Matratze, die mit Maisstroh gefüllt war, eine Decke, die als Federbett diente, ein gewöhnlicher, mit abgenutztem Stroh geflochtener Stuhl; ein kompliziertes, schrank-

ähnliches Möbel, das zum Unterbringen der verschiedensten Habseligkeiten diente, vervollständigte die Zimmereinrichtung.

Die Baracke — die höchstgelegenste in den französischen Alpen — war im Winter ebenso verloren und einsam wie eine Eskimobehausung beim Nordpol.

Ausser der kleinen Garnison der zwanzig «chasseurs alpins» und «Moustache», einem prächtigen Bernardiner, sah man hier oben kein einziges Lebewesen; höchstens kreiste ein Adler hoch oben am Himmel, um dann pfeilschnell, kreischend, auf seine Beute oder in seinen Felsenhorst zu fliegen; die kleine Festung war daher «Adlerposten» genannt worden.

Nachts hörte man nicht das geringste Geräusch; tagsüber war diese Stille eher

wohltuend. Der Alpengott, die Sonne, übergoss im Winter alles mit seinen Strahlen; kein Tropfen Regen! Schnee fiel meist erst bei Sonnenuntergang.

Bei Sonnenaufgang erstrahlte die Landschaft in herrlichen Rosafarben, mittags schien sie vergoldet und abends von einem leichten, bläulichen Schleier bedeckt.

Ungefähr tausend Meter unterhalb, im lieblichen Mauriennetal, plätscherte lustig der Arc über sein Felsenbett, an der Bahn entlang, die in zahlreichen Kurven von Frankreich nach Italien führt. Zu bestimmten, regelmässigen Stunden, rasten die internationalen Schnellzüge vorbei, deren weisses Rauchwölckchen sich rasch verzog. Das war aber auch alles, was die Einsiedler während der langen Wintermonate hier oben von Zeit zu Zeit hören und sehen konnten.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit kam öfters ein schreckliches Unwetter: die Baracken zitterten dann wie Blätter, wenn der Sturm sich erhob, und es ward fast Nacht, so verdunkelte sich der Himmel am hellen, heiteren Tage. Unheimliche Wolken zogen hinab ins Tal, nachdem sie vorher den kleinen Posten umflogen hatten. Blitze durchzuckten die dichten Wolkenschichten und andauernder, durch die zahlreichen Echos wiedergegebener Donner erdrönte betäubend allseits: Wehe dem, den ein solches Unwetter überraschte und der riskierte, durch einen Lawinensturz lebend begraben zu werden oder zu erfrieren, was am Anfang des Winters beinahe Seignelay und seinen wackern Skifahrern passiert wäre.

Auf einem Erkennungsmarsch waren sie von einem tobenden Sturm überfallen worden, kamen jedoch mit heiler Haut davon, da sie Schutz in einer Grotte fanden.

Diese Patrouillengänge hatten auch ihre gute Seite, denn sie waren eine wohltuende, allerdings anstrengende Abwechslung. Der Offizier und seine

Soldaten — lauter Freiwillige — zogen aber dieses rauhe Leben dem eintönigen Garnisonleben der Kleinstadt vor, denn wenn die «Adlerfeste» auch ein gewissermassen gefährlicher Posten war, so konnte man es dennoch kaum besser haben als hier oben.

Es waren, wie gesagt, tüchtige Kerle, echte Hochgebirgsmänner mit strammen Beinen, energischen Gesichtszügen, kerngesunden Lungen, Eisenmuskeln, friedliche Leute. Sie waren daher leicht zu kommandieren, und sie führten mit ihrem Vorgesetzten gewissermassen ein patriarchalisches Dasein, deren Haupttätigkeit in Skitouren bestand. Sonderbar: das Arrestlokal war ständig leer.

Sogar Romegaz, ein unverbesserlicher Trunkenbold, dessen Militärpass zahlreiche Strafen wegen Trunkenheit zierten, war hier oben ein ganz anderer Mensch geworden. Welch ein Kerl dieser Romegaz! Ein Bauer aus der Tarentaise, breitschulterig, mit platter Eskimonase, und Füßen . . . Seine sehr niedrige Stirne ist fast ganz mit struppigen Haaren bedeckt. Bildung besass er sozusagen keine; er war aber schlau wie ein Fuchs, und als echter Bergkraxler hatte er ein ausgezeichnetes Orientierungstalent. Er war es gewissermassen, der damals die verlorenen Skifahrer in Schutz gebracht und sie von einem sicheren Tod bewahrte. Seignelay nahm ihn stets mit, wenn er ins Gebirge zog, und er hatte ihn zum Gefreiten vorgeschlagen eben wegen seiner Eigenschaften als hervorragender Skifahrer; da der Bataillonskommandeur diesem Vorschlag keine Folge gegeben, so ward Romegaz zum «Küchenschef» des Postens ernannt, darob man ihn erst recht beneidete. Er fühlte sich so ganz und gar in seinem Element, zumal es ihm auf diese Weise möglich war, seinen nie gesättigten Magen zu befriedigen. Da ferner auf dem «Adlerposten» die Portionen mehr als reichlich bemessen waren, so konnte der

« Küchenchef » nach Belieben über die Reste verfügen, was ihm seitens der Kameraden allseits nur Anhänglichkeit einbrachte. Man musste ihm aber die Schlüssel zur Vorratskammer entziehen, zumal dort auch der Wein und Schnaps-Vorrat lagerte; Sergeant Renaud hatte diese Schlüssel und verteilte selbst regelmässig alle Tage diese Rationen.

Wir sind Anfangs Februar. Sergeant Renaud muss das Bett hüten, da er sich eine Verstauchung zugezogen hat, was Seignelay in jeder Hinsicht sehr bedauert; auf einmal vernimmt er im Hof einen Heidenspektakel.

Moustache heult jämmerlich und unter den Chasseurs, die zum Morgensappell versammelt sind, scheint grosse Aufregung zu herrschen. Der Offizier wollte sich selbst vergewissern, was vorgefallen sei, als die Türe sich öffnete und Caporal Terraz bestürzt eintrat; seine Gesichtszüge verrieten deutlich, dass etwas vorgefallen sei: ganz verwirrt erzählte er, dass sich in der vergangenen Nacht ein Drama ereignet habe.

Am Vorabend hatte ihm Renaud die Schlüssel der Vorratsräume anvertraut und er hatte sie seinerseits Romegaz übergeben, die Warnung ganz vergessend, dass er dies ja nicht tun solle... und nachdem alle zu Bette gegangen, hatte sich Romegaz in den verbotenen Raum geschlichen, sich dort so betrunken, dass er seinen Schlafraum nicht mehr gefunden hatte. Soeben hatte man ihn im Schnee aufgefunden, wo er stundenlang bei sibirischer Temperatur liegend erfroren war.

Der Leutnant beeilte sich, den Tatbestand selbst festzustellen: er sah Romegaz auf dem Boden, vor der Türe der Proviantkammer liegen, noch krampfhaft eine Schnapsflasche in der Hand, die fast leergetrunken war. Ja! da lag er leblos, die blöden Augen noch geöffnet, an denen man sofort den Trunkenbold erkannte. Kein Zweifel: der Chasseur Romegaz, N° 14.57, war

gestorben, Opfer seiner Leidenschaft. Nachdem er vor « versammelter Mannschaft », in einigen energischen, zu Herzen gehenden Worten das klägliche Ende kommentiert hatte, liess Seignelay den Leichnam des armen Trunkenbolds in das Krankenrevier verbringen und dann sofort die nötigen Massnahmen treffen für dessen Abtransport.

In der Nähe des Postens befand sich kein Friedhof; man hätte übrigens einen solchen im Winter nicht benutzen können, da der Boden steinhart gefroren war; selbst die Bewohner der Gegend legen im Winter übrigens die Leichen auf die Dächer, wo sie bald von einer dichten Schneeschicht bedeckt werden und so bis zum Frühjahr « aufgebahrt » bleiben, bis die Temperatur es erlaubt, sie ins Grab zu betten.

Eine solche Lösung war indessen auf dem « Adlerposten » unmöglich, denn diese schauerliche Nachbarschaft hätte nicht gerade einen guten Einfluss auf die Kameraden des Toten ausgeübt.

Es galt somit, die sterblichen Ueberreste des Küchenchefs nach der nächsten Bahnstation zu bringen und sie daselbst per Waggon an das Bataillon zu verschicken. Das Wetter war schön, die Gelegenheit günstig. Caporal Terraz und vier Mann wurden hierzu bezeichnet.

Als Romegaz zum letzten Male den Stacheldrahtzaun passierte, präsentierten seine Kameraden das Gewehr und der Offizier salutierte mit dem Säbel; der Trompeter, Arnaud, blies « Aux Champs », Moustache, dem der Küchenchef täglich, ausser den Knochen, die schmackhaften Ueberreste des Essens gab, nahm ebenfalls regen Anteil an der allgemeinen Trauer, und man musste ihn sogar festbinden, damit er nicht dem « Leichenzug » seines Wohltäters und Freundes folge.

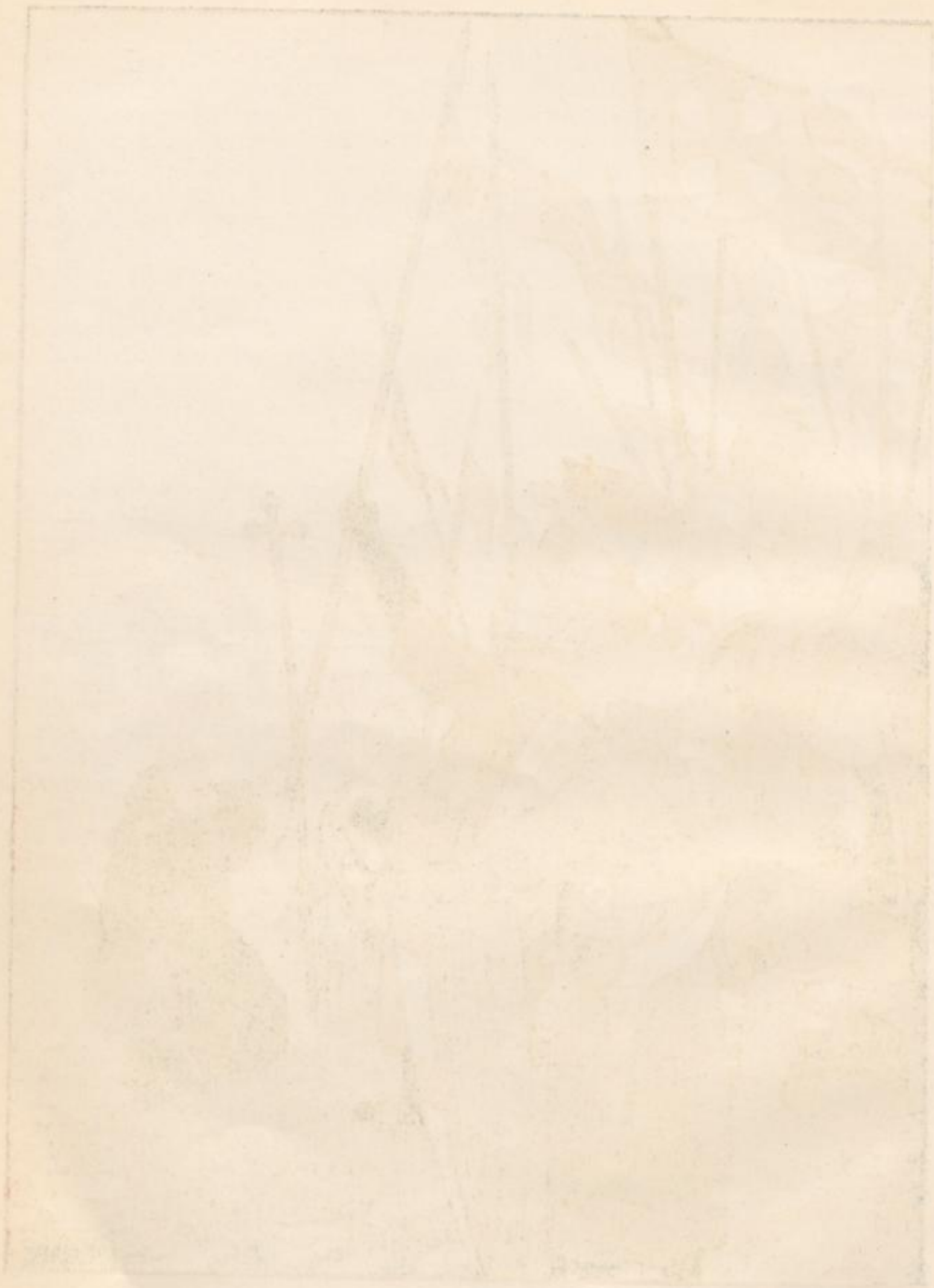
Für seine letzte Reise war der Tote, ganz angezogen, in seine grosse Chasseur-Pelerine und dann in ein solides Zelttuch eingewickelt worden. Man legte

BILDER AUS ALTER ZEIT.



Die Kreuzfahrer vor Jerusalem.





ihn auf eine von zwei Mann getragene Bahre, die zwei Mann alle Viertelstunden abwechselnd trugen. Der Caporal marschierte an der Spitze des kleinen Trupps, und da er ein guter Kerl war, löste auch er hin und wieder einen der Träger, namentlich an gefährlichen Stellen, ab.

Als der Trauerzug hinter den Felsen verschwunden war, gab Seignelay den Befehl, dass tags darauf ein Erkundungsmarsch per Ski stattfände, denn er hatte gemerkt, dass dieser Todesfall auf seine Soldaten tiefen Eindruck gemacht hatte.

Dies war entschieden das beste Mittel, die strammen Leute wieder aufzumuntern. Nur der kranke Sergeant würde zurückbleiben und Chasseur Arnichaud, der bisherige Küchengehilfe, der infolge des Ablebens seines «Chefs» diesen in Zukunft ersetzen würde.

\*  
\*\*

Die fünf Soldaten schritten langsam die steilen, mit Schnee bedeckten Abhänge hinab. Die Sonne brannte und schon fing der Schnee an zu schmelzen; der Leichnam war schwer und stets länger dauerten die Pausen, da die fünf Soldaten immer mehr und mehr ermatteten.

Anfangs war der Abtransport in aller Stille erfolgt; die «Leichenträger» unterhielten sich nur leise; allmählich jedoch wurden sie gesprächiger, die Zungen lösten sich: «Er muss doch eine gute Portion Schnaps zu sich genommen haben, der arme Romegaz, um kaum einige Schritte vor seinem warmen Bett zusammenzubrechen!» — Und gerade heute bei dem unsicheren Wetter! Der beim Abmarsch wolkenlose Himmel überzog sich rasch; grosse, dunkle Wolken erschienen hinter den Felsenspitzen. Die Raubvögel flüchteten eiligst in ihre Horste. Es galt Eiltempo einzuschlagen, um das Unwetter zu vermeiden.

Diese Umstände bewogen die Leichenträger, die Bahre auf den Schnee zu

legen und zu versuchen, dieselbe wie einen Schlitten zu ziehen, um der Gelenksteifigkeit ihrer Schultern und des Rückgrates einigermaßen abzuweichen.

Mit ihren aneinander geschnallten Koppeln verfertigten sie einen Traggurt, den sich wieder je zwei Mann umlegten; anfangs ging alles tadellos, und der improvisierte Schlitten glitt ziemlich leicht dahin.

Zuerst war es weniger ermüdend; als später aber das Gefälle steiler ward, riskierte die Tragbahre in die Tiefe zu gleiten und zwei Mann mussten hinten festhalten, um zu bremsen; die fünf Chasseurs waren ganz erschöpft, als Peyrollaz, der ein heller Kopf war, auf einen genialen Gedanken kam.

«Und wenn wir uns und die Bahre einfach bergab rutschen liessen?» schlug er vor; der Caporal wagte nicht zu widersprechen, da seine beiden Wolltressen ihm keine grosse Autorität über seine Untergebenen gaben und alle fünf einander duzten.

Bei der ersten Gelegenheit liess man also den Schlitten gleiten und die fünf Mann folgten auf ihrem Hinterquartier sitzend: auf diese Weise würde man rascher und ohne Mühe zu Tal kommen. Diese Rutschpartie wurde einmal, auch zweimal von Erfolg gekrönt; das dritte Mal aber wäre sie beinahe tragisch — für den Toten — ausgefallen.

Die Tragbahre war heftig gegen einen Stein gestossen und die Leiche ward nach vorn geschleudert worden mit einer solchen Wucht, dass sie aus dem Zeltplan fiel, worin man sie dann wieder stärker festband.

Die Folge war, dass der von Peyrollaz empfohlenen Rutschpartie ein Ende gemacht wurde. «Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen» und der geniale Chasseur konnte sich von der Wahrheit dieses alten Sprichwortes überzeugen.

Nun mussten sie wieder die Bahre tragen; das Wetter hatte inzwischen ganz umgeschlagen. Schon fielen dicke

Schneeflocken, die jede Aussicht versperrten. An der Ecke eines Abhanges glaubten sie indessen die armseligen Sennhütten von Plan des Cabanes zu sehen; die grauen, halbzerfallenen Steinhütten mit ihren Strohdächern hoben sich immer deutlicher vom weissen Hintergrunde ab. Es war höchste Zeit, denn schon näher kamen die dröhnenden Donnerschläge.

«Wir müssen dort übernachten», meinte der Caporal und wies mit dem Zeigefinger in der Richtung des öden Weilers von Cabanes.

«Aber sicher!» stimmten die vier Chasseurs einmütig bei.

Im Plan übernachten! Aber wo? Die armseligen Sennhütten waren jedenfalls alle verlassen, denn beim Beginn des Winters ziehen die Leute alle zu Tal, wo sie verschiedene Beschäftigung finden.

Die fünf Soldaten, die Augen in der Richtung der armseligen Behausungen gerichtet, machten eine kurze Ruhepause. Dort! aus dem Kamin einer Hütte entstieg eine kleine, kaum sichtbare Rauchwolke zum verfinsterten Himmel. Eiligst brachen sie auf in der Richtung der Hütte, vor welcher sie die Bahre niederstellten. Der Caporal trat in die Baracke, gefolgt nur von Peyrollaz, den seine Kameraden für einen gewandten Redner hielten, dessen Mitwirkung bei den Verhandlungen jedenfalls dienlich sein könnte.

Diese Verhandlungen waren indessen rasch und befriedigend abgeschlossen.

In der armseligen Hütte brannte auf dem Herd ein Feuer von getrocknetem Kuhmist, das keine Wärme abgab und ausserdem abscheulich stank; neben dem Herd standen die «Hauseigentümer» — ein Greis und seine Frau — in Gesellschaft von zwei Halbidioten mit mächtigen Kröpfen, «Crétins», Mann und Weib, abscheuliche Gestalten, wie man deren noch manchmal im Hochgebirge begegnet. Es waren dies die vier einzigen Lebewesen des einsamen Weilers,

zumal sie drunten im Tal keinerlei Beschäftigung gefunden hätten.

Der Empfang der beiden alten Leute war herzlich und sie bedauerten ihre Armut. Ausser den benachbarten «Crétins», die gekommen waren, um sich an ihrem Feuer zu wärmen, beherbergte die Hütte noch einen weiteren Gast, ja sogar zwei Gäste: einen Bärenführer nebst seinem «Begleiter», die von einem Tal ins andere zogen und die beim heranziehenden Unwetter ebenfalls in die Hütte geflüchtet waren.

Diese armen Leute gaben sich alle Mühe, den Toten geziemend zu bergen. Neben dem einzigen Zimmer der Hütte befand sich ein kleiner Verschlag, in welchem einige Landwirtschaftsgeräte umherlagen; man brachte etwas Ordnung in den Raum.

Romegaz ward aus seinem Zeltplan gepackt, auf die Bahre gelegt, die vorher mit seiner grossen Pelerine, wie mit einem Leichentuch überdeckt wurde. Am Kopfende legte man einen Zweig geweihten Buchs nieder, und ein Stück einer alten, rauchenden Kerze ward angezündet. Die alte Frau bespritzte den Toten mit Weihwasser, was auch alle andern ehrfurchtsvoll taten — Meister Petz selbstredend ausgenommen —, der mit seinem Maulkorb, in einer Ecke angebunden, fest zu schlafen schien. Die Soldaten hiessen die getroffenen Massnahmen der «Grossmutter», wie sie die alte Frau nannten, gut, denn sie hatte ihr Vertrauen . . .

Vor der Totenwache war das Abendessen gemeinsam eingenommen: die beiden Alten konnten nur einige in der Asche gebratene Kastanien anbieten, während die Soldaten zwei Dosen Büchsenfleisch und fünf Liter «Pinar» auftischten. Diese Freigebigkeit verseuchte die Trauerstimmung, die die Aufbahrung des Toten bei allen bewirkt hatte. Und der gute Wein löste sämtliche Zungen; es war schon ziemlich spät, als die fünf Mann sich vor

den Herd hinlegten, wo sie die Nacht verbrachten.

In Anbetracht der Müdigkeit der Soldaten ward abgemacht, dass nur die «Zivilisten» die Totenwache halten würden: den zwei Alten würden, nach Mitternacht, die beiden Halbidioten, hierauf der Bärenführer bis zum Tagesgrauen folgen.

Das alte, armselige Paar setzte sich also an der Totenbahre nieder, die keineswegs einen schauerlichen Anblick bot, zumal man bei der spärlichen Beleuchtung kaum die etwas erblassten Gesichtszüge des Toten sehen konnte. Wie gesagt, glich der «Ex-Küchenchef» mit seiner Nase und seinem fahlen Teint eher einem Kalmücken oder Eskimo; sonderbarerweise hatte sich diese platte Nase nicht einmal, wie bei Toten, zugespitzt, im Gegenteil, infolge des harten Anpralls beim Rutschen schien sie vielmehr aufgeschürft und rötlich. Ein anderer, sonderbarer, jedenfalls dem übermässigen Alkoholgenuss zuzuschreibender Umstand war die fehlende Steifheit der Glieder, so dass der ins Jenseits beförderte Romegaz weniger den Eindruck eines Toten gab als denjenigen eines glückseligen Alkoholikers, der eine ordentliche «Kischt» verschläft.

Da lag er denn auf seiner Bahre hingestreckt in seiner fast funkelnagelneuen Chasseur-Uniform!

Rock, Hose, Gamaschen, «béret» und Pelerine aus solidem, dunkelblauem Stoff; breite Wollbinde, eisenbeschlagene Schuhe, deren neue Nägel beim kümmerlichen Kerzenschein blitzten.

\*\*

Vor den sterblichen Ueberresten Romegaz' hatten nun die beiden Alten ihre Totenwache begonnen und sassen, in Gedanken versunken, neben der Bahre, auf welcher der gutgekleidete Soldat lag; sie selbst waren ja jämmerlich in Lumpen gekleidet: er in einer

zerfetzten, abgetragenen Sammethose; sein nicht weniger schäbiger Rock war von Tabakflecken bedeckt, da er Tabak kaute, und hatte jedenfalls einst einem Chasseur alpin angehört, denn man konnte noch die Abzeichen am Kragen und auf dem einzigen noch vorhandenen Knopf ein Jagdhorn erkennen. Der abgemagerte Alte schien sich in dem weiten Rock zu verlieren.

Seine bessere Eehälfte war nicht besser gekleidet: armseliger, zerfetzter Wollunterrock und ebenso armselige Baumwolljacke; über die mageren, gewölbten Schultern hing eine alte Pelerine. So sassen sie denn, vor Kälte zitternd, in diesem Verschlag, ohne Feuer, wo der fauchende Wind durch die kleinsten Oeffnungen der Dielenwände pfiß, so dass sogar «Meister Petz», trotz seines üppigen Pelzes, eine schlaflose Nacht verbrachte und aus Aerger öfters seine Kette schüttelte.

Da hielt es die Alte nimmer aus! Seit einiger Zeit schon hafteten ihre Blicke auf Romegaz, den sie von Kopf zu Fuss musterte; sie erhob sich von ihrer Holzelle, lehnte sich über den Toten, betastete die warme und weite Pelerine, auf der er dahingestreckt lag, und mit unsäglichem Kummer stönte sie:

«Oh! wie schade, dass die Würmer all' die schönen Sachen zernagen werden . . . !

Der Alte sagte nichts, aber er näherte sich seiner Frau, nahm neben ihr Platz und schien, einer Eingebung folgend, nachzudenken: wortlos, richtete er den Toten in die Höhe, zog die Pelerine an sich und schob jene seiner Frau unter den Leichnam; dann hing er den neuen Mantel dem alten Mütterlein um und konnte kaum die Augen von ihm wenden, so sehr war er in ihre Betrachtung vertieft.

Alsdann erhob sich mühsam die alte Frau unter der Last ihrer 80 Jahre, peinlicher, unaufhörlicher Arbeit. Eine Träne rollte über die magere Wange,

eine Träne unsäglicher Dankbarkeit, war es doch das erste Geschenk ihres Mannes seit ihrem langen, mühseligen, gemeinsamen Zusammenleben. Nachdem sie sich abermals auf der Holzelle niedergelassen hatten, betrachteten sie wieder Romagaz; diese Betrachtung beruhigte sie vollständig ob des begangenen Diebstahles; der Tote hatte keinen Protest erhoben. Beim spärlichen Kerzenschimmer hätte man eher glauben können, er lächle verschmitzt. Diese Feststellung ermunterte sie, die begonnene Arbeit fortzusetzen . . . !

« Wenn man ihm auch seinen Kittel umtauschen würde? Er würde dir sicher tadellos passen, meinte die dankbare Ehehälfte. Er aber hatte schon verstanden, denn er stand bereits in Hemdärmeln da: sein schmutziges Hemd glich einem Sieb und liess an unzähligen Stellen die dichten, weissen Haare der Mannesbrust durchblicken.

Behutsam, als gelte es, ein schlafendes Wickelkind aus seinen Windeln zu nehmen, ohne es zu wecken, ward der Tausch der beiden Röcke vorgenommen. Und Romagaz lächelte weiter in seiner schäbigen, einknöpfigen Uniform.

Die Alten setzten dann ihre Totenwache bis Mitternacht ungehindert fort; der Kerzenstummel gab nur noch einen ganz spärlichen Schimmer, als die beiden Halbidioten sie ablösten.

Was geschah während dieser stillen Wache? Als gegen vier Uhr der Bärenführer, wie abgemacht, sie ablöste, sah man überhaupt nichts mehr in dem Verschlag. Der ablösende Totenwärter konnte daher die strahlende Miene der beiden « Crétins » nicht sehen: der eine drückte fest unter seinen Arm die Leibbinde des Toten, der andere dessen Hemd. Um sich einigermaßen zurechtzufinden, musste der Bärenführer einen tannenen Laden öffnen, der gleichzeitig als Fenster diente. Der wütende Sturm hatte sich gelegt, und der Mond, von unzähligen Sternen begleitet, spiegelte sich nun auf der glänzenden Schnee-

fläche; es war hell, wie um die Mittagszeit. Das ruhige Antlitz von Romagaz, dessen Kleidung bereits eine wesentliche Veränderung und Erleichterung erfahren hatte, war ebenfalls hell erleuchtet, aber auch zugleich die Nägel seiner neuen Schuhe, die wie Diamanten funkelten. Der gute « poilu » lächelte immer noch, als der neue Totenwächter eintrat; ein ehrlicher Mensch sicherlich, dieser Weltenbummler, dessen Statur trotz seiner zerrissenen Kleider die Majestät einer antiken Statue besass.

Vor Tagesgrauen weckte der Bärenführer seinen braunen Gesellen, warf ihm einige Kartoffelreste vor, packte so gut es eben ging, den Leichnam wieder in das Zelttuch ein, und alsdann machten sich beide — Bärenführer und Meister Petz — stillschweigend und ohne Abschied zu nehmen, auf und davon . . . sie mussten jedenfalls eine gute Wegestrecke zurückzulegen haben, um so zu . . . verduften.

Auf dem leichtgefrorenen Neuschnee waren die Spuren unserer zwei Wanderer recht deutlich zu erkennen: jene des Bären mit seinen sehr langen Krallen und die seines Eigentümers, der jedenfalls gutes, neubeschlagenes Schuhwerk tragen musste . . . !

Unterdessen war die wunderbare Umkleidung des toten Romagaz eine vollständige geworden: seine Zehen lugten aus ausgetretenen Sandalen neugierig hervor und auch die Wickelgamaschen schienen, wie die warmen, neuen Hosen, einen Liebhaber gefunden zu haben, denn letztere waren — oh Wunder! — durch einen farblosen, zerfetzten Lumpen ersetzt, der dereinst ebenfalls ein Beinkleid gewesen sein konnte.

\*\*

Als gegen 7½ Uhr die Chasseurs erwachten, sich ausstreckten, einander zuriefen und aufstanden, befanden sie sich ganz allein in der armen Behausung



Hinter den fünf Chasseurs erdröhnte eine schreckliche Stimme: « Der Weiler liegt geraden Weges vor euch ».

in die die heitere Morgensonne schien, als der Fensterladen geöffnet wurde. Beim Anblick des kahlen, möbellosen, schmutzigen Zimmers meinte Peyrollaz:

« Es sieht nicht sehr nobel hier aus... »

Er bekam keine Antwort; seine Kameraden machten sich marschbereit; die beiden Halbidioten waren längst verschwunden, und die beiden Alten ruhten noch nebeneinander in der Alkove hinter armseligen Vorhängen. Die schlaflose Nacht hatte sie jedenfalls ermüdet, denn sie murmelten nur kaum vernehmbare Worte, als die Soldaten bei ihrem Abzug ihnen etwas Schnaps anboten.

Sie merkten nichts von der Umkleidung des Toten, als sie sich anschickten, ihren Marsch fortzusetzen, denn sie fanden Romegaz wieder in seinen Zeltplan eingewickelt; und guten Mutes ward abmarschiert.

Auf dem frisch gefallenen Schnee lief man wie auf einem weichen Teppich, und auch der tote Kamerad schien ihnen viel leichter.

Herrlicher Sonnenschein strahlte über die Berge und schon nach einer halben Stunde hatten die strammen Kerle bereits die bewaldete Umgegend von Plan des Cabanes erreicht. Die Schlucht beim Weiler war in der Richtung, der sie folgen mussten, gen Süd-Westen, durch einen bewaldeten Berg Rücken abgeschlossen, den man überschreiten musste, um den « Plateau-Fissuré » zu erreichen; nach Passieren dieser chaotischen Gesteinsgegend, ging der Weg dann direkt und bequem bergab.

Die fünf Mann hatten Eile, ans Ziel zu kommen: dieses kalte und trockene Wetter hatte ihren Appetit angeregt und der « Schmaus » des Vorabends hatte all' ihren mitgenommenen Proviant erschöpft. Schon dachten sie an die schmackhafte, heisse Fleischsuppe, die sie im nächsten Dörfchen wohl finden würden, und lustig begannen sie Soldatenlieder zu singen.

Ihre Begeisterung sank indessen beim Durchmarsch des langen und peinlichen Aufstieges zwischen den mit Schnee beladenen Tannen: jedes Mal, wenn die Arme der Bahre an die niedrigen Tannenäste stiessen, fiel eine festgefrorene Schneemasse auf den Toten, die man ob deren Gewicht abschütteln musste. Unsere fünf Mann waren daher erschöpft, als sie am Waldesrand das Felsenplateau erreichten, woselbst eine höchst unangenehme Ueberraschung sie erwartete.

In dieser trostlosen, wilden Gegend hatte der Wind ein solches Schneegestöber verursacht, dass es unmöglich war, sich zu erkennen; voller Angst fragten sie sich, welche Richtung sie nunmehr einschlagen sollten.

Nachdem sie die Bahre hinter einem Tannenmassiv in Sicherheit gebracht hatten, legten sie sich auf der anderen Seite auf einen Haufen Laub, den der Sturm freigelegt hatte. Warme, wohlthuende Sonnenstrahlen stärkten die durch die Kälte und das Tragen erschlafften Glieder. Die Brotbeutel und Feldflaschen wurden nochmals eingehend untersucht, und es reichte gerade knapp für einen spärlichen Imbiss, währenddessen die Frage der einzuschlagenden Richtung eifrig erörtert ward.

Die Verhandlungen waren schwierig, die Ansichten geteilt: Ancillon und Peyrollaz behaupteten, man müsse nach links, den Felsen entlang gehen; Arpinon und Peyrollaz hingegen wollten nach rechts, da die Vorsicht gebot, um trügerische Spalten zu vermeiden, glattem, ebenem Boden zu folgen.

Caporal Terraz war unerschüssig, wem er recht geben sollte; er gab sich den Anschein, an einem Stück Schokolade zu beissen, das er beim Verlassen des Adlerpostens mitgenommen hatte. Von Natur aus war er vorsichtig: daher wollte er nicht, durch Aeusserung einer streibaren Ansicht, die geringe Au-

torität gefährden, die ihm zwei schwer erworbene Wolltressen gaben.

Sein Schweigen machte die Meinungsverschiedenheit der zwei Parteien nur noch reger, wobei einer seiner Untergebenen ein Neidhammel, sein ehemaliger Rivale, in heftigen Zorn geriet.

Der Gefreite Ancillon hatte auf die Wolltressen reflektiert; es war ihm aber misslungen, dieselben zu erhalten; die Tressen seines Landsmannes Terraz, der daheim damit protzte, wenn er auf Urlaub kam, waren ihm unausstehlich; er benutzte daher mit Freude die Gelegenheit, seinen glücklichen Sieger zu demütigen.

Mit verächtlichen Blicken betrachtete er ihn zuerst, worauf er sein Schweigen kritisierte; um seinen Gegner noch mehr zu ärgern, lobte er noch — übrigens ohne persönliche, innere Ueberzeugung — die Orientierungstalente des verstorbenen Küchenchefs Romegaz.

« Wie schade, dass er nicht mehr lebt; er wenigstens hätte die Kameraden nicht im Druck gelassen; ja! es gab keine zwei wie er, um den Weg zu finden, und er allein war ebenso hell wie vier Caporäle . . . »

Terraz schien nicht zu hören und kaute stillschweigend seine Schokolade weiter; zu seinem nicht geringen Erstaunen kam ihm Peyrollaz zu Hilfe und protestierte gegen die unerwarteten Lobsprüche, die er der Eifersucht zuschrieb. Er widersprach nicht aus Ergebenheit für seinen Chef oder aus lebenswertem Pflichtgefühl, sondern weil er dem Ex-Küchenchef eine bittere Ränke nachtrug, die sogar sein plötzlicher Tod nicht beschwichtigen konnte: hatte sich Romegaz nicht erlaubt, ihm, Peyrollaz, dem Witzbold der Mannschaft, einige Tage vorher einen Becher des übriggebliebenen Kaffees zu verweigern, unter dem — übrigens richtigen — Vorwand, der Bittsteller habe tags zuvor dem Küchenchef den nötigen Tabak für eine nie zu sättigende Pfeife verweigert.

« Romegaz war », sagte er zu Ancillon gewendet, « Romegaz war ein Säufer. »

« Musst dies nicht sagen », fuhr Arpinpon dazwischen, der stets gesenkten Hauptes dasass, niedrige Stirn, ganz schmales Gesicht hatte und hartnäckig war, « Nein! » wiederholte er, « musst dies nicht sagen, da er jetzt ins bess're Jenseits abmarschiert ist, denn er könnte trotzdem mal gen Mitternacht kommen, dich an den « Hinterfüßen » ziehen, um sich zu rächen. »

Von Beruf war Peyrollaz Kaminfeger — im Sommer — und Kastanienhändler im Winter. Dieser Bergbewohner, der sich in der Gegend niedergelassen, hatte allmählich den Skeptizismus eines Stadtbewohners angenommen: er leugnete das Uebernatürliche; man muss indessen gestehen, er leugnete es ohne persönliche Ueberzeugung, meist mittelst gewöhnlicher und oft grober Zitate.

« Nein! so was . . . ! » spöttelte er. « Wenn man einmal unter der Erde liegt, so ist es für immer! All' jene, die an Geister- und Gespenstergeschichten glauben, sind blöde Kerle wie Romegaz . . . und es gab wohl selten einen blöderen Menschen als er; in seinem Nest trug er übrigens stets das Banner beim « Blöden Fest » . . . »

Kaum hatte Peyrollaz vor seinen Kameraden diese nicht besonders durch Nächstenliebe charakterisierte Leichenrede gehalten, als sich ein scharfer, unerwarteter und ganz energischer Protest erhob:

Hinter den fünf Chasseurs erdröhte eine schreckliche Stimme, die aus dem fernen Jenseits zu kommen schien . . .

« Was, du, Peyrollaz, du erlaubst dir, mich einen blöden Kerl zu nennen? Ich aber sage dir: man muss der Kaiser aller Blöden sein, wie du, um nach links abbiegen zu wollen! Der Weiler liegt geraden Weges vor euch. »

Bei diesem übernatürlichen guten Rat schnellten die Chasseurs in die



Höhe und wandten sich in die Richtung des geheimnisvollen Sprechers; bei seinem Anblick standen ihnen die Haare förmlich zu Berg. Sie glaubten das Gespenst Romegaz vor sich zu haben, als sie seinen dicken, dichtbehaarten und mit Tannennadeln besäten Schädel und die inmitten eines wachsgelben Totengesichtes funkelnde Säufernase erblickten. Mit einer Hand suchte er sich von seinem Leichentuch zu befreien, mit der andern deutete er nach der einzuschlagenden Richtung: « Geradeaus! eurer Nase nach . . . » brüllte er.

Bei dieser unheimlichen Erscheinung, die jedenfalls gekommen war, um Genugtuung über die Beschimpfungen zu verlangen, fühlten unsere fünf Helden sich nicht besonders wacker; sie wären sicherlich auf ihr Hinterteil gefallen, hätte nicht Caporal Terraz einen Entschluss gefasst; dieser Vorgesetzte, der bei Beratungen und Entschlüssen stets zögerte, war jetzt, da es galt zu handeln, ein entschlossener Soldat: sein Entschluss ward sofort gefasst!

Er konnte nur ausrufen: « Fort! Sein Gespenst . . . », liess sein Béret und seinen Alpenstock liegen und eilte auf und davon, so schnell er konnte. Ihm folgte, wie ein gehetzter Hirsch, der wackere Peyrollaz, der ja nicht an Gespenster glaubte; die anderen folgten ihm auf den Fersen und bald waren alle im Dickicht der Tannenwälder verschwunden.

\*  
\*\*

Die fabelhafte Auferstehung des Chasseurs Romegaz hatte sich unter weniger wunderbaren Verhältnissen vollzogen, als man anfänglich glauben konnte.

Man hatte ihn total berauscht aufgefunden; seine Korpulenz, die Gewohnheit, die er hatte, als er schlafen ging, alle seine Kleider auf seinen Körper aufzustapeln, der Alkoholgenuss, vielleicht auch das Glück, diese Vorsehung der Trunkenbolde, hatten ihn jedenfalls

vor einem tödlichen Blutandrang bewahrt.

Während 36 Stunden hatte er den genossenen Schnapsrausch ausgeschlafen und verschiedene Umstände hatten zu seinem Erwachen beigetragen: der Kontakt des geschmolzenen Schnees mit seiner, kaum durch die armseligen Lumpen bedeckten Haut, das heftige Jucken, das ihm die Parasiten, die er von seinen nächtlichen Wächtern geerbt hatte, verursachte, der widerliche Geruch der Kautabaksbrühe, mit der der alte Rock durchdrungen war . . .

Als er zu sich gekommen, war es unserem Helden ein leichtes gewesen, da der Bärenführer die Zeltplane schlecht zugeschnürt hatte, sich eine Oeffnung zu verschaffen.

Kurzum, während die fünf Soldaten sich untereinander stritten, hatte Romegaz, der wieder ganz zu Sinnen gekommen war, sich von seinem « Leichentuch » befreien können: sofort hatte er erkannt, wo er sich befand. Und, nachdem er sich geschüttelt, ausgestreckt, gekratzt hatte, sich gleichzeitig die Frage stellend, auf welche Weise er sich hier in Lumpen gekleidet, mitten im Walde, von seinem Posten entfernt, befinde, hatte er die Stimmen seiner Kameraden vernommen; er war näher getreten, fest überzeugt, dass man ihm, während er betrunken war, irgendeinen Schabernaek gespielt hatte, war er nicht wenig erstaunt, jene, die er als die Urheber des Streiches betrachtete, entsetzt davonlaufen zu sehen. Ohne Zeit zu verlieren, setzte er das Béret des Caporals auf, nahm dessen Alpenstock und marschierte wohlgenut dem « Adlerposten » zu, nachdem er sich die Zeltplane umgeschlagen, denn die Kälte war eisig.

Dank seiner Orientierungsgabe im Gebirge lenkte er mit Sicherheit seine Schritte dem Posten zu und brauchte weniger als eine Stunde, um durch den Wald zu gehen, wo seine Kameraden

alle erdenkliche Mühe hatten, ihren Weg zu finden.

Als er am Waldesrand anlangte, befand er sich direkt dem Bärenführer, dem sein Zögling auf Kettenlänge folgte, gegenüber: er hatte sich verirrt. Er wollte ins Tal zurück, da er momentan verzichtete, eine Gegend zu durchwandern, die wie ausgestorben war.

Beim unerwarteten Erscheinen dessen, den er auf seiner Totenbahre seiner Schuhe beraubt hatte, glaubte der Nomade, sich vor dem Gespenst seines Opfers zu befinden: die Angst lähmte ihn völlig; Meister Petz hatte sich hingesetzt, in Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Um den Groll der schrecklichen Erscheinung zu beschwichtigen, hielt der Leichenschänder es für ratsam, ehestens die entwendeten Gegenstände — Hose, Schuhe und Wickelgamaschen — dem rechtmässigen Besitzer zurückzuerstatten und sich schleunigst, halbnaakt, aus dem Staube zu machen. In seiner Angst vergass er sogar nach der Kette des Bären zu fassen, der nichtsdestoweniger, gewohnheitsmässig, nachtrottete.

Romegaz war nicht sonderlich erstaunt ob der Rückerstattung der drei Uniformstücke, die er in Zusammenhang mit dem vermeintlichen Schabernack seiner Waffenbrüder brachte: er zog sich um und ging seinen Weg weiter.

Am Anfang von Plan des Cabanes begegnete, wie zufällig, der Auferstandene dem lustigen Paar der Crétins: die beiden wärmten sich an den wohltuenden Sonnenstrahlen, hocheifrig und stolz ob ihrer billigen, neuen Kleidungsstücke: der Halbidiot trug die breite, blaue Leibbinde des Verstorbenen, um seine Taille gewickelt; «Frau Crétin» hatte das Hemd über ihre armseligen Lumpen gezogen.

Beim Anblick des Gespenstes gerieten die beiden Bekröpten in noch unbeschreiblichere Angst als der Bärenführer. So borniert sie auch waren, so kamen ihnen dennoch all' die Hexen-

und Gespenstergeschichten, die sie gehört hatten, sofort in Erinnerung.

Vor lauter Schrecken fielen sie auf die Knie, falteten die Hände als Zeichen, dass sie um Gnade baten. Der lebende Tote, der sofort sein Eigentum wiedererkannt hatte, nahm Besitz davon, eilte in eine nahestehende Hütte, um sein Hemd und seine Leibbinde wieder anzuziehen.

Vor der Eingangstür hockten die beiden Alten, die die Soldaten beherbergten, und sonnten sich: «Er» mit seinem neuen Waffenrock mit all seinen Knöpfen, «Sie» in die warme Pelerine gehüllt. Da stand der Tote plötzlich vor ihnen. Mächtig erschreckt, fanden sie ihre frühere Behendigkeit wieder und flohen ins Innere der Hütte; der nichts ahnende Romegaz folgte kurz darauf, hoffend, dass er sich hier etwas unter die Zähne bringen und auch einen kräftigen Schluck tun könne.

Die beiden Alten deuteten aber ganz anders das Eindringen des Soldaten-Gespenstes in ihre armselige Behausung.

Romegaz sah erstaunt, wie sie in einem Verlass — der Totenkammer! — verschwanden und sich einsperren. Unser Held fragte sich erstaunt, warum wohl diese beiden Menschen vor ihm geflohen waren; da öffnete sich das Türchen des Verschlages behutsam, und eine abgemagerte Hand warf ihm seinen Waffenrock zu Füßen; er bückte sich, um, hocheifrig, denselben aufzuheben. als, auf demselben Weg, auch die Pelerine hervorkam.

Was war das? Ohne weiter das Unverständliche ergründen zu wollen, legte der Ex-Küchenchef die zerfetzten Habseligkeiten eiligst ab, schlüpfte in seinen Waffenrock, warf die Pelerine um, und nachdem er die Zeltplane zusammengerollt und sich das Gesicht in einem Eimer mit geschmolzenem Schnee erfrischt hatte, machte er sich eiligst davon, ohne auch nur Abschied zu nehmen.

Und da er nun all' sein Hab und Gut wiedergefunden, schritt er munteren

Schrittes weiter und hatte binnen kurzer Zeit den Posten erreicht.

In den dicken Mantel des Schilderhauses gewickelt, sass Arnichaud, sein Nachfolger, am Eingang des Stacheldrahtzaunes und schnarchte behäbig. Der Auferstandene wollte ihn gerade ordentlich schütteln, aber Moustache, sein Liebling, war so ungestüm auf seinen Freund gestürzt, dass er ihn beinahe umgerannt hätte: er legte seine mächtigen Vorderpfoten auf Romegaz' Schultern und leckte ihm das Gesicht; dann bellte er dermassen, dass Arnichaud tieferschrocken erwachte, aufsprang und sich den Kopf gegen seinen Vorgänger rannte; hierbei blieb er am Stacheldraht hängen und glaubte sich schon in den Händen der gespensterhaften Erscheinung. Es folgte unsägliches Angstgeheul, das Moustache als Freudenbezeugung deutete und ebenfalls einstimmte.

Romegaz hatte in den letzten Stunden zu viel solcher Sachen erlebt, um sich über Arnichaud lustig zu machen und er schritt weiter. Der Posten war leer! Wo konnten wohl die Kameraden stecken?

Alles menschenleer! Der Ex-Küchenschef begab sich alsdann unverzüglich in sein ehemaliges Bereich.

Leider auch in der Küche war kein Mensch zu finden. Eine Inschrift auf der Schiefertafel, auf der das tägliche «Menu» angegeben war, gab ihm des Rätsels Lösung:

«Dienstag, 10. Februar: Kaltes Essen zum Mitnehmen. Bei der Rückkehr Kaffee mit Brantwein. Abendessen um 6 Uhr».

Sie waren also auf einem Marsch. Es war aber auch höchste Zeit, dass er, Romegaz, wieder seine Funktionen übernahm, hatte doch Arnichaud, dieser Faulenzer, das Feuer ausgehen lassen! Die Kaffeemaschine enthielt nur ein kaltes, scheussliches Getränk. Es hätte geraucht, wenn bei der Rückkehr, die Kameraden nicht — wie gewöhnlich — ihren guten Kaffee gefunden hätten; er war somit noch rechtzeitig zurückge-

kommen, um alles bereitzuhalten, aber einen schlechten Witz hatten sie ihm losgelassen! Ihm hätten sie es nun zu verdanken, wenn ihnen ein wärmender Schluck aufgetischt werden könnte.

In einigen Minuten schon stand alles bereit und als eine halbe Stunde später der Trompeter Arnaud aus vollen Kräften die Rückkehr der kleinen Besatzung meldete, zog Romegaz die Abzeichen seiner hohen Würde, die weisse Küchenschürze an.

Und fünf Minuten später waren alle in der Küche versammelt, denn Moustache war den Soldaten freudig entgegengeeilt, um ihnen in beredten Tönen die glückliche Rückkehr und Auferstehung des ehemaligen Küchenschefs zu melden. Antreten zum Kaffeetrinken, hörte man allseits. Aber dennoch erschrakten sie alle mächtig beim Anblick des totgeglaubten Kameraden, der nun lebend aus dem finstern Schattenreich zurückgekommen und den alle in einem Tannensarg auf dem Wege zum Friedhof glaubten.

Im Laufe des Abends ward die Lösung des Rätsels gefunden, als Terraz mit seinen vier Mann und der Tragbahre zurückkamen.

Inzwischen hatte der lebendige Tote den versprochenen Sarg gegen eine wirkliche, ebenso gut verschlossene Zelle — das Arrestlokal — umgetauscht, woselbst er allerdings nicht lange verblieb.

Leutnant Seignelay musste feststellen, dass der Bataillonskommandeur die Sache als nicht zu ernst auffasste, da sie auch eine recht komische Seite hatte: die Auferstehung des totgeglaubten Chasseur Romegaz. Er ward befreit, musste aber definitiv auf den Küchenschefposten verzichten.

Aus dem Arrestkasten herausgekommen, erklärte er sich damit einverstanden, da er beinahe durch seine eigene Schuld in einem tannenen Kasten begraben worden wäre. Als echter Philosoph sagte er sich: Ende gut! Alles gut!

Henri d'ESTRE.

## Postillone vergangener Zeiten.

**D**er Post- und Personenverkehr kann bis in das früheste Altertum zurück verfolgt werden, doch greift das heutige Postwesen auf eine bestimmte Epoche zurück, in welcher der Briefträger eine offiziell anerkannte Persönlichkeit wurde.

Bereits 1464 schaffte Ludwig XI. in Frankreich wohlorganisierte Posten und legte somit den Grundstein zum modernen Postwesen mit der Einführung der sogenannten « Courriers gouvernementaux ». Maximilian I. übertrug 1616 in Deutschland dem Fürsten von Thurn und Taxis die Einrichtung einer Postorganisation. Im Elsass waren es die durch ihren Beruf oft dazu berufenen Metzger, welchen man Botengänge und Postbesorgungen anvertraute und deren Beruf sich gerade deshalb einer bevorzugten Stellung erfreute.

In seinem Werk « Strasbourg illustré » (Bd. 2, 1855) berichtet uns Fréd. Piton eingehend darüber: Seit 1674 vereinten die Metzger die Briefbestellung mit dem Unterhalt der Pferde für die Reisenden und bildeten die sogenannten « Metzgerposten », welche auch die Reisenden vor Unbill des Wetters schützten. Diese Sitte dauerte bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts im Elsass an. Die Metzger mussten diese Organisation 1682 aufgeben.

Das bekannte Schallhorn des deutschen Postillons geht auf diese Zeiten zurück, wo die Metzger bei Ankunft in einer Ortschaft oder an einer Poststelle die Leute mittels ihres Hornes vom Felde herbeiriefen oder ihre Gegenwart den Bauern, welche Vieh zu verkaufen hatten, anzeigten.

Seit dem XV. Jahrhundert führten die Laufboten (zu Fuss und zu Pferd)

als Abzeichen ihres Berufes ein kleines Schild mit dem Stadt- oder Landeswappen, welches an der Brust oder der Briefftasche befestigt war. Ein starker Spiess mit kurzem Schaft und scharfem Eisen diente gleichzeitig als Stütze und Waffe. Oft betraute man alte Kriegsinvaliden mit dieser Stellung, welcher Gebrauch sich bis in das XVIII. Jahrhundert hinein aufrecht erhielt. Noch zu Beginn des I. Kaiserreichs gab eine wohlbekannte Persönlichkeit, der Strassburger Hinkende Bote, unserem Kalender seinen Namen.

Wohl wussten diese Leute ihren ehrbaren Ruf aufrecht zu erhalten, ja manchmal das ihnen geschenkte Vertrauen mit dem Blute zu besiegeln, doch waren es nichtsdestoweniger recht rauhe Gesellen, welche gleich ihren jüngeren Brüdern, den Postillonen, manch lustig Stücklein zu erzählen wussten. So waren sie oft die lebendige Chronik ihrer Zeit.

Doch nun zu den Postillonen oder berittenen Verkehrsleuten.

Unsere alte Stadt Strassburg kannte, wie auch Zabern, zu Anfang des XVI. Jahrhunderts die sogenannten « Postreuter ». Die eigentliche Briefpost wurde im Elsass erst im XVII. Jahrhundert eingerichtet, deren endgültiger Ausbau jedoch erst durch die totale Vereinigung des Elsass mit der Krone Frankreichs (1681) zum Abschluss kam. Ein regelmässiger Personenverkehr war bereits in Strassburg als « Rollwagen » im XV. Jahrhundert bekannt und wurde im XVII. Jahrhundert erheblich verbessert. Nun wurde der Postreiter zur bekannten Persönlichkeit des Postillonen. Während der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts kamen von überall her zahlreiche Landkutschen nach Strassburg. Diese Ver-

kehrart führte sich dann auch allgemein ein.

Wer kennt nicht die klassische Gestalt des Postillons mit der Pfeife im Munde, wie er fluchend und mit gewählten Ausdrücken um sich werfend, zur Zeit Ludwigs XIV. die Verkehrsstrassen belebte. Damals war die spätere, schmucke Uniform noch unbekannt. Er musste sich mit einem Rock aus grobem Stoff, Lederhosen und seinen hohen, dicken Stiefeln zufrieden geben. Seine Kollegen, die Herrschaftsboten, welche Livreen trugen, verachtete er herzlichst als unbedeutende Lakaien. Doch mit der Mode ändert sich auch das Kleid unseres Postillons, welchen wir trotz grösserer Eleganz der Kleidung, an seinem festen Auftreten und seinen mächtigen Reiterstiefeln wiedererkennen.

Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts verbreitete sich der Reiseverkehr rasch in allen Kreisen, während er früher beinahe ausschliesslich den Reichen vorbehalten war. Verschiedenartige Reisekutschen, wie die «Diligence» und die «Chaise de poste» (Postkutsche) treten auf. Die Postillone tragen noch kurzschössige Röcke, um beim Reiten nicht behindert zu sein und erst unter Ludwig XVI. erhalten sie die schmucke königliche Livrée, den blauen Tuchrock mit roten Aufschlägen und silbernen Litzen, welcher sie während eines Jahrhunderts weithin kenntlich machte.

Wo man auf einer Reise auch hinkam, fand man überall die damals bekannte Aufschrift «Poste aux chevaux» (Pferdepost) an dem Hause, wo der Postmeister und seine zahlreichen Gehilfen ihr Wesen trieben. Natürlich hatten die Postillone ziemlich freizügige Gewohnheiten, welche sich aus ihrem Beruf und der bevorzugten Stellung, welche sie bekleideten, ergaben. Daher auch der Erfolg bei dem schönen Geschlecht und ihr Selbstbewusstsein,

welches den Verkehr mit diesen rauhen Gesellen nicht immer erleichterte.

Oft musste man gewandt mit ihnen umzugehen wissen, wenn man sich nicht ihrem Zorne aussetzen wollte.

So erging es einem gewissen Cogolin, welcher in der Postkutsche von Meaux nach Paris reisen wollte: Es regnete, der Wind piff heftig über die verschlammten Wege; Ross und Wagen hatten Mühe, sich vorwärts zu bahnen. Kurz, Herrn Cogolin ging die Sache zu langsam und mit heftigen Worten fährt er den Postillon an. Dieser, seines guten Willens bewusst, hält an und antwortet kurz und bestimmt. Darüber wütend, springt der Insasse aus der Kutsche, um den Postillon mit Stockschlägen zu grösserer Geschwindigkeit anzutreiben. Doch dieser springt vom Pferde, schnallt kurzerhand die Gürtel vom Koffer des Herrn Cogolin ab, stellt ihn mitten auf den Weg, schwingt sich zu Pferd, kehrt mit der Kutsche um und überlässt den nicht wenig erstaunten Cogolin mitten auf der Strasse, in strömendem Regen, seinem Schicksal. Dieser musste wohl oder übel nun selbst zu Fuss nach Meaux zurückkehren und konnte währenddessen Betrachtungen über den praktischen Erfolg seines Betragens anstellen.

Doch, welch stolzes Bild, einen solchen flotten Postillon, keck den Hut auf dem Kopf, in bespornten Stiefeln und in tadellosem Reitsitz, fünf frisch wegtrabende Pferde zugleich leiten zu sehen, während lustiges Peitschenknallen den Aufschlag der Pferdehufe auf dem Pflaster skandiert!

Mann und Ross verstanden sich, ein echter Postillon war daher auch eng mit seinen Pferden verbunden. Ein Piff, ein Wort oder ein Zeichen genügten, um gleich vom Pferde verstanden und ausgeführt zu werden. Oft verliess ein Postillon seine Stelle, weil man ihm

eines seiner Pferde wegnahm — andererseits verweigerte manchmal ein Pferd jedwede Nahrung, weil man ihm den gewohnten Postillon entführt hatte.

Auch setzte man sich natürlich in früheren Zeiten während einer Reise mancherlei Gefahren aus. Oft rissen anschwellende Fluten den Wagen bei einem Flussübergang mit sich, manchmal stürzten Kutsche und Pferde in den Schnee oder in einen Abgrund. All diesen Gefahren konnte nur die Erfahrung und Sicherheit eines erprobten Postillons Einhalt gebieten.

Andererseits waren die Strassen unsicher und man musste oft eines Ueberfalls von beutelüsteren Diebesbanden gewärtig sein. Das bekannte tragische Drama des « Courrier de Lyon » (Lésurques) bietet ein markantes Beispiel. Man musste auf Reisen stets bewaffnet sein, um jedem Angriff entgegentreten zu können. Manch braver Postillon musste seine Reisegäste verteidigen und besiegelte mit seinem Blute die Treue zu den ihm anvertrauten Personen und Gütern. Trotz all dieser Fährlichkeiten, behielten die damaligen Reisenden stets gute Laune und frohen Mut.

Seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts sehen wir neben den Staatsposten das Entstehen der privaten Posten. Während erstere in ihren Wagen nur 2 bis 3 Personen mit Ausschluss des Postillons befördern konnten, unternahmen die « Messageries » hauptsächlich den grösseren Personenverkehr; dessen stete Ausdehnung schliesslich zur Einführung der « Diligence » mit 12 bis 15 Plätzen führte. Unter den diversen Verkehrsgesellschaften nahmen die « Messageries Royales » und die « Messageries Générales de France » eine bevorzugte Stellung ein.

Unter Napoleon I. hatten die Postillone für ihre Uniform die kaiserliche

Livrée mit grüner Grundfarbe, roten Rabatten und goldenen Knöpfen angenommen, doch behielten sie ihre charakteristischen Zöpfe und Haartressen noch lange bei. Nach 1815 führte die Restauration die blaue Rockfarbe wieder ein.

Mit der Zeit modernisiert sich, wie das Postwesen, auch der Postillon. Ohne seine derben Stiefel ist der Postillon nur noch ein Schatten seiner selbst. In Deutschland bewahrte er bis kurz vor dem Kriege von 1914 seine maleurische Tracht. Gelb und blau für Thurn und Taxis, hellblau und schwarz für Bayern, gelb und schwarz in Württemberg und gelb und rot in Baden.

Mancher wird sich noch des, oben auf dem gelben Postwagen thronenden Postillons der Vorkriegszeit, mit dem federbuschgeschmückten Lederhut erinnern, wie wir sie in den Strassen unserer Stadt vorbeifahren sahen. Heute gehören sie in diesem Sinne überall der Vergangenheit an.

Verschwunden sind Postillone und ihr lustiges Hornblasen — eilig hasten heute grosse Postautos durch die Strassen, um in kürzester Frist ihre Lieferungen zu bewerkstelligen. Unharmonische Automobilhupen erwecken leider in keiner Weise mehr die Poesie des Postverkehrs vergangener Zeiten!

Paul MARTIN.

Bemängelte Phrenologie.  
— A.: « Kommst du heute abend mit zum Vortrag des Phrenologen Beulentaster? » — B.: « Was ist denn das, ein Phrenologe? » — A.: « Das ist ein Mensch, der dir, wenn er nur deinen Kopf befühlt hat, sofort sagen kann was für ein Mann du bist. » — B.: « Ich glaube, dabei würde er viel leichter merken, was für eine Frau meine Alte ist. »

## Unser grosser Wettbewerb!

### Die schönsten Photographien aus der Ferienzeit!

#### «Der grosse Strassburger hinkende Bote»

erscheint in diesem Jahre in einer abermals verbesserten Auflage: abwechslungsreicher in seinen Erzählungen, mit zweifarbigen Bildern, reichlicherer Illustrierung.

Sein stetes Bestreben, seine Leser immer wieder zu interessieren, veranlasst ihn, noch mehr zu tun: *er organisiert einen grossen Wettbewerb, an welchem alle Amateur-photographen teilnehmen können.*

Gegenstand: «Die schönsten Photographien aus der Ferienzeit 1937».

Im Verlaufe Ihrer Ferien haben Sie Ausflüge und Reisen gemacht, Sport getrieben, mit Ihrer Familie, mit Freunden: Touristik, Kanoë, Camping, Schwimmsport usw. Selbstredend haben Sie bei dieser Gelegenheit in zahlreichen Photographien, die schönsten Augenblicke dieser fröhlichen, unvergesslichen Stunden in Gottes freier Natur verewigt.

Es gilt einfach, die gelungensten, schönsten Photographien, die Ihnen am geeignetsten erscheinen, zu Gunsten der treuen Leser des «Grossen Strassburger Hinkenden Boten», aus Ihrer Sammlung herauszunehmen.

Die Jury wird den schönsten Bildern folgende Preise erteilen:

Ein Preis von	100,—	Francs
» » »	75,—	»
Zwei Preise von je	50,—	»
Vier » » »	30,—	»
Zehn » » »	20,—	»
Zehn » » »	10,—	»

Die Namen der preisgekrönten Amateure werden im nächstjährigen Kalender veröffentlicht, und die mit den ersten Preisen ausgezeichneten Aufnahmen werden wir ebendasselbst veröffentlichen.

#### Bedingungen.

1. Alle Leser und Leserinnen können an dem Wettbewerb teilnehmen;
  2. die eingesandten Bilder sollen während der Ferienzeit 1937 aufgenommene, keine Berufsphotographien sein. Weder Platten noch Filme einsenden;
  3. sie sollen nicht retouchiert sein, wenn möglich, auf Glanzpapier, das eine bessere Reproduktion gestattet, kopiert sein;
  4. Erklärung des Bildes; deutlich geschriebene Namen und Adresse des Absenders beifügen; sofern es der Absender wünscht, wird sein Namen nicht veröffentlicht;
  5. die eingesandten Photographien bleiben Eigentum des Kalenders, der berechtigt ist, dieselben ohne irgendwelche Entschädigungszahlung zu veröffentlichen;
  6. der 31. Dezember 1937 ist die letzte Frist für Einsendung der Bilder an den «GROSSEN STRASSBURGER HINKENDEN BOTEN», Spiessgasse 34, Strassbourg (Bas-Rhin); ungenügende frankierte Sendungen werden nicht angenommen;
  7. auf jeder Photographierückseite ist untenstehender, abtrennbarer Bon zu kleben. Jeder Leser kann mehrere Aufnahmen einsenden, wenn dieselben auf ihrer Rückseite einen Bon haben;
  8. die Preise werden spätestens vor dem 1. April 1938, nach Beendigung der Klassierung und Wahl durch die Jury, eingesandt.
- Wir stehen bereitwilligst zur Verfügung betr. aller weiteren Auskünfte und sind für Anregungen jeder Art dankbar.

Nebenstehender Bon ist abzutrennen und auf die Rückseite der Photographie zu kleben.

*Bon für den grossen Photographie-Wettbewerb.  
Der Grosse Strassburger Hinkende Bote 1938.*